



NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE • 11. JAHRGANG • NUMMER 9 • SEPTEMBER 1959 • POSTVERLAGSORT DORTMUND

WESTFALENHÜTTE



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund

11. Jahrgang - Nr. 9 - September 1959

Aus dem Inhalt:

Auf ein Wort
Mitarbeiter — und keine ewigen Ja-Sager
Rudolf Wissel 90 Jahre
Das material-ästhetische Wagnis des
Alberto Burri
Der Vorstand gibt Bericht
Trotz allem: zuviel Unfälle
Die kontinuierliche Arbeitszeit
Zur Reform der Krankenversicherung
Wie man bessere Geschäftsbriefe schreibt
August Monin
Alfred Berndsen
Pförtner — Menschenkenner und Diplomat
Rentenansprüche der geschiedenen Ehefrau
Jahresfest unserer Schwerbeschädigten
Über 175 000 DM
Sie besuchten die Luisenhütte
Unsere Lehrlinge — unsere Berg-Herren
So bläst es sich besser
Unsere offene Tür
Verbesserungsvorschläge
Verdienstvolle Mitarbeiter
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Wohnungstausch
Das interessiert die Frau
Unsere Mode
Geld — richtig anlegen
Mensch im Eisen: Heinrich Lersch
Unsere Hafenwiese
Unser Rätsel
Kurz gelacht
Der Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.
Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Auf ein Wort

Die Zeit, unbeirrbar, gleichmütig, unbestechlich und unaufhaltsam in ihrem Ablauf — sie heilt still Wunden und Schmerzen. Die Zeit, sie ist Hoffnung und Zuversicht, sie ist das ewig Neue, aber auch das Alte, Gewohnte. Mit der Zeit, so sagt man, gewöhnt sich der Mensch an alles. In dieser Wahrheit kann Trost und Zufriedenheit liegen, doch ebenso Resignation und Passivität — jener reizlose Zustand, der einen die Dinge des Lebens mit einer gewissen Stumpfheit hinnehmen und durchführen läßt —, jene lustlose, gleichgültige Haltung, die gerade im Beruf zu einer großen Gefahr werden kann.

Immer ist es dasselbe

Die gleichen Gesichter, dieselben Gespräche, die ähnlichen Aufgaben, die gleiche Umgebung. Mehr oder weniger ist alles selbstverständlich, ist alles zur Gewohnheit geworden. Sogar die Menschen. Man glaubt sie alle zu kennen, die Kollegen wie den Schraubenzieher, das Kontenbuch oder die Schreibmaschine. Die Mitarbeiter, sie gehören einfach „dazu“, und man vergißt zu schnell, zu leicht, daß sie auch noch Menschen sind: Männer und Frauen mit einem eigenen Leben, mit persönlichen Gedanken, Empfindungen und Gefühlen. Menschen, die auf ein „Wort“ warten — nicht nur als Dreher, Korrespondent oder Sekretärin, sondern als Herr Widmann oder Fräulein Huber. Die auf eine Ansprache warten, wie man sie sich schon oft selbst gewünscht hat, auf ein bißchen Interesse an dem, was einen bewegt, was man

leistet. Daß sie einen so, wie man ist, respektieren und achten und daß sie ab und zu einem ein gutes Wort geben, auf daß das Leben im Betrieb nicht immer das gleiche ist. Jenes Leben, das einen sonst gleichgültig werden läßt, ja, lassen muß!

Jeder braucht ein wenig Wärme

wie die Blume die Sonne, wenn sie sich voll und ganz entfalten soll. Erde und Wasser allein genügen ihr nicht — ebensowenig wie ein gutes Gehalt oder eine dicke Lohntüte auf die Dauer allein zufriedene Mitarbeiter schafft. Was nützt letztlich die schönste „Aufbesserung“, wenn jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit ein dumpfes Gefühl des Zwanges, der Gleichgültigkeit oder der Unlust auf einem lastet? Nein, Geld allein macht es nicht. Echte, wahre Arbeitslust und Freude an der Leistung können nur dann aufkommen, wenn man „dabei“ ist, wenn man dabeisein kann mit Lust und Liebe und ganzem Herzen.

Wenn man das Gefühl hat, anerkannt zu sein als Mensch und Mitarbeiter. Empfindungen und Freude aber kann man nicht kommandieren — sie müssen aufkeimen und blühen in dem warmen Klima des menschlichen Verstehens.

Jeder Mensch will sich und seine Arbeit bestätigt wissen, sonst hat sein Leben, sein Beruf den Sinn verloren. Auf ein Wort kommt es darum an, auf ein „gutes Wort“ hier und da. Für ein Wort ist es nie zu früh und nie zu spät — ob man es selber sagt, oder ob man es gesagt bekommt.

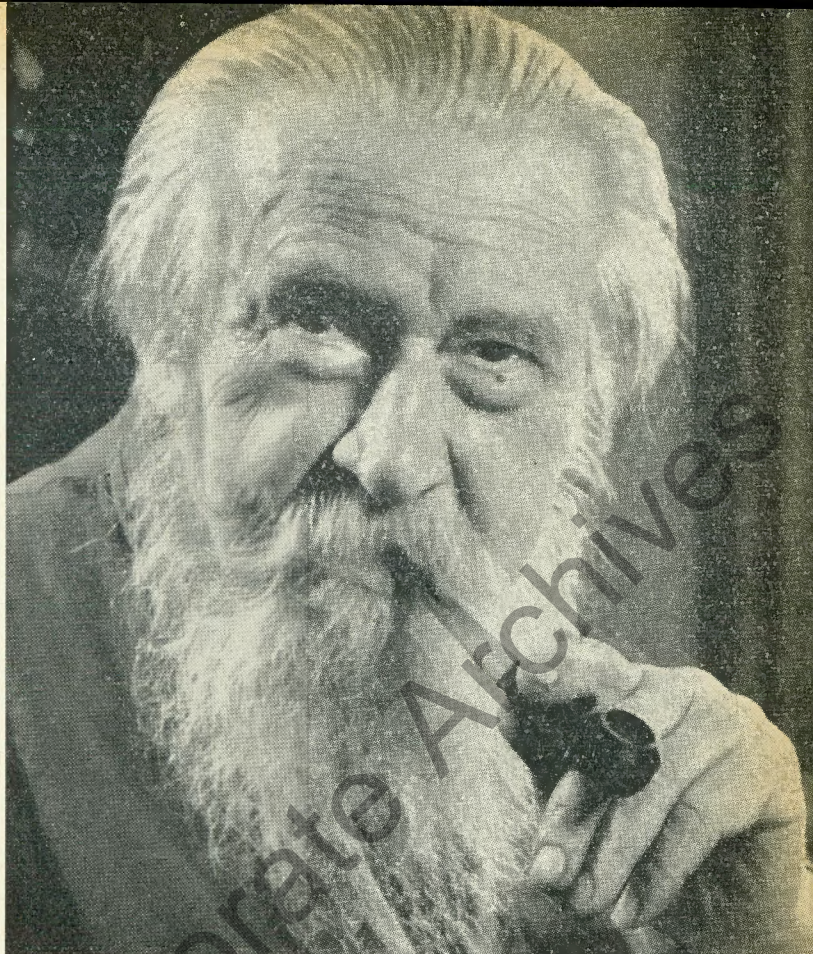
Mitarbeiter — und keine ewigen Ja-Sager



In seiner vieldiskutierten Schrift „Angina temporis“ schreibt Jürgen Eick im Zusammenhang mit dem Nachwuchsproblem: „Wer Kreaturen um sich sammelt, die nur ja sagen dürfen, die nicht auf Führungsaufgaben vorbereitet werden, hat natürlich objektiv recht, wenn er sagt: „Es ist niemand da, der mich vertreten kann!“ Ein hartes Wort, aber ein notwendiges. Wir alle wissen, daß die ewigen Ja-Sager die bequemsten Partner sind, aber sie sind auch die langweiligsten und für die Sache, den Betrieb, die Zukunft — unfruchtbarsten. Sie sind im Grunde gar keine Partner, denn sie nehmen nicht Anteil; sie sind auch keine Gesprächspartner, weil ein Gespräch Austausch bedeutet, nicht aber Echo der eigenen Ansichten. Mit den ewigen Ja-Sagern hat's der Vorgesetzte vielleicht leicht, der Betrieb selbst ist schlimm dran. Nichts ist für sein Wachsen so wichtig wie Menschen mit Ideen, Menschen mit Zivilcourage. Die glatten Laviere, die nie anecken wollen, die weder den Mut zur eigenen Meinung noch den Mut zum Irrtum haben, werden dem Betrieb nur selten nützen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Jugend ungestümer ist als die Erfahrenen. Und eben deshalb ist es nicht verwunderlich, daß es der Jugend oft nicht gegeben ist, mit Klugheit und Takt zu widersprechen. Schon mancher gute Vorschlag ist unausgeführt geblieben, schon manche gute Bemerkung unter den Tisch gefallen, weil der Mitarbeiter nicht die rechte Form gefunden hat, ihn an den Mann zu bringen. Denn Vorgesetzte sind auch Menschen. Und es ist ungerecht, nur von ihnen Verständnis und Großzügigkeit zu erwarten, Verhaltensweisen, zu denen man sich selbst nicht durchringen kann. Es gehören manchmal schon viel menschliche Reife und Fingerspitzengefühl dazu, im Verhältnis von Vorgesetzten und Mitarbeitern zwischen den Klippen der Überheblichkeit und denen der Unterwürfigkeit hindurch zu einem natürlichen, auf der gegenseitigen Achtung beruhenden fruchtbaren Verhältnis zu kommen. Leider scheint dieses sachlich angenehme Klima zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern bei uns in Deutschland wegen der verschiedensten Gründe schwerer erreichbar als beispielsweise in den USA. Trotzdem sollten wir es mit wacher Anteilnahme zu verwirklichen suchen, der Sache wegen, nicht zuletzt aber auch, weil wir nur dann Zufriedenheit mit dem Beruf und dem Leben erreichen können.

Rudolf Wissel

90 Jahre



Rudolf Wissel ist einer der wenigen letzten, der aus der Gründerzeit der Gewerkschaften und Arbeiterbewegung in unserer Zeit kraft seiner Persönlichkeit weit herausragt. Der einstige unermüdliche Kämpfer, Streiter, aber auch tiefgründige Forscher, ist heute ein kluger und weiser Ratgeber. Überraschend in seinem Lebensalter ist seine nicht ermüdende Arbeitskraft, die geistig-humorvolle Art zu diskutieren, aber auch die Form, seine Ansichten und Überzeugungen hartnäckig zu vertreten.

Rudolf Wissel, der am 8. März 1869 in Göttingen geboren wurde, entstammt einem alten niederrheinischen Geschlecht. Nach einer gründlichen Ausbildung als Maschinenbauer zog der wandernde Geselle mit offenen Augen durch Deutschland. 1888 gehörte er bereits der geheimen Organisation der Sozialdemokratie an. 1889 kam er nach Kiel; dort wurde er nach einem halben Jahr Vorsitzender des Fachvereins der Schlosser und Maschinenbauer und war von 1894 bis 1899 Vorsitzender des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Zahlstelle Kiel.

1901 wurde Wissel Arbeitersekretär. Es war die gründlichste und beste Vorbereitung für den künftigen Politiker und Gesetzgeber. Steil geht nun sein Weg nach oben. Neben den verschiedenen ehrenamtlichen Tätigkeiten wird er 1918/1919 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten in der II. Revolutionsregierung, Mitglied des Reichstages und 1919 Reichswirtschaftsminister

in den Regierungen Scheidemann und Bauer. Als er als Reichswirtschaftsminister zurücktritt, bleibt er Mitglied des Reichstages, wird Sekretär und Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) sowie Schlichter von Groß-Berlin und Brandenburg. Im zweiten Kabinett Hermann Müller (Franken) war er von 1928 bis 1930 Reichsarbeitsminister. Als die Regierung Müller 1930 im Kampf um den Leistungsabbau der Arbeitslosenversicherung gestürzt wurde, begann das Vorspiel um die größte Tragödie der deutschen Geschichte.

Neben der Herausgabe von vielen Broschüren, Publikationen, Büchern hatte Wissel 1929 zwei große Bände unter dem Titel herausgebracht: „Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit“. Die Zusammenführung, Erforschung und Bewertung der alten Gebräuche und Rechtsnormen des Handwerks sind ein wesentlicher Teil seiner Lebensaufgabe. Von den Nazis geächtet und verfolgt, wollte er einen dritten Band seinem Lebenswerk anfügen. Der Krieg mit seinen Bomben vernichtete die mühevollen Arbeit von Jahrzehnten. Doch ungebeugt ging er wieder ans Werk und ist dabei, jetzt den dritten Band seines Lebenswerkes fertigzustellen.

Das Leben Rudolf Wissels war ein immerwährender Kampf für die soziale Gerechtigkeit. Trotz mancher Widerstände und vieler Unbill war es doch ein Leben echter Lebenserfüllung.



Burri in seinem Atelier in Rom

DAS MATERIAL-ÄSTHETISCHE WAGNIS DES ALBERTO BURRI

Am 12. März 1915 wurde der Mediziner A. Burri in Citta di Castello geboren. 1944 beginnt er in amerikanischer Kriegsgefangenschaft zu malen. Seit einigen Monaten zeigen westdeutsche Museen seine Werke. An ihnen hat sich eine heiße Polemik entzündet. Einerseits ist man voll Begeisterung. Aber das sind wenige. Die Mehrzahl der Betrachter nennt ihn einen „Scharlatan“, er sei reif „für die Irrenanstalt“, seine Bilder „Unsinn nie gesehenen Ausmaßes“. Empfindsame nannten seine „Unterrock-Komposition“ eine „Beleidigung für die deutsche Frau“. Brave Bürger wollen ihre „Steuergroschen nicht für solchen Quatsch verschleudert“ sehen usw.

Fragen wir uns im folgenden einmal, was Burri und seine Richtung eigentlich wollen, und nehmen wir im Hinblick auf die attackierten Museen, die es „wagten“, seine Bilder zu zeigen, gleich vorweg, daß die freie Äußerung künstlerischen Bestrebens auch in öffentlichen Ausstellungen nicht erst diskutiert werden kann. Wenn Museen in unserer Zeit noch eine Funktion zu erfüllen haben, dann ist das in erster Linie das Vorweisen avantgardistischer Werke. Nicht, wer mit approbierten Klassikern auf „Nummer Sicher“ geht, erweist uns und der Kunst einen Dienst, sondern wer uns mit den „Neuen“ bekannt macht und sie im öffentlichen Forum zur Diskussion stellt. A. Burri malt keine Gemälde, er „macht“ auch eigentlich keine Kunst im traditionellen Sinne — er zeigt uns Materie.

Nun wird man gleich einwerfen, die Materie müsse man uns nicht zeigen — die sehe man doch selbst. Und doch haben uns über Jahrhunderte die Künstler Natur gezeigt, die wir doch selbst auch sahen. Auch — aber nicht ebenso und nicht in diesen Möglichkeiten!

Stellen wir uns doch einmal unbefangen vor die Bilder Burris: Haben wir diese Säcke, dieses Eisen und dieses Holz jemals so gesehen? Haben wir es überhaupt für möglich gehalten oder geahnt, sie so sehen zu können? Nun, sehr viel anders ist es im Prinzip mit der übrigen Kunst auch nicht: Sie zeigt uns auch die Dinge, wie wir sie vordem nicht sahen.

Etwas scheinbar Verwandtes zu diesen Materialkompositionen Burris hat es schon mal im Dadaismus gegeben. Das war jene Kunst-richtung, die im Affront gegen den festgefahrenen bürgerlichen Akademismus Anti-Kunst machte, um sich zu lösen und zu befreien von den allzu hemmenden Traditionen. Der Dadaismus wollte erklärtermaßen gar keine Kunst sein; er wollte nur den Weg bereiten für eine neue Kunst. Daß dabei sehr oft ästhetisch außerordentlich befriedigende Kollagen entstanden, steht auf einem ganz anderen Blatt. Das war gleichsam der nichtgewollte „Zufall“, ein Ausdruck auch des künstlerisch empfindenden Revolutionärs, der hier am Werke war. Über die Bedeutung des Dadaismus als Experiment, als „Durchgang“ und Wegbereiter neuer Möglichkeiten in der Kunst besteht heute kein Zweifel mehr. Er hat die konstruktivistischen Abstrakten und besonders den ganzen Surrealismus nachhaltig befruchtet.

Aber bleiben wir bei Burri. Trotz dieser Scheinverwandtschaft hat er im Wesen seiner Absicht mit dem Dadaismus nichts gemein. Jener war — und das darf man bei der Unterscheidung der Grundhaltungen nicht übersehen — wesentlich ein litera-

risches Ereignis im weiten Sinne einer polemischen Auseinandersetzung, diese Burrische Richtung ist eine „materialistische“.

Die Physis der Dinge allein, ihre Form, ihre Struktur, ja ihr Sein erscheinen diesem Künstler darstellungswürdig. Und wir selbst, als Betrachter, können die Möglichkeit und die Tatsache, die Dinge so zu sehen und zu entdecken, zunächst nur als einen Gewinn buchen. Es ist nicht die Frage, ob dieses da Kunst ist — so, wie es niemals vor einem Bild die erste Frage sein sollte.

Einzig, ob es Qualität hat, ist eine Frage an das Werk. Und die Qualität der Entdeckung ist eine der größten in der Kunst überhaupt. Nicht die Entdeckung als Sensation oder des „Unbedingt-Erstmaligen“, sondern die Entdeckung des Forschenden, der einen neuen Zugang zu den Dingen entschließt.

Und noch weiter müssen wir zurückgreifen: Auch nicht die Frage nach der Qualität ist das absolute Kriterium der ersten Begegnung, sondern des Kunstwerkes, Fähigkeit mit uns zu korrespondieren. Dann erst beginnt es ja voll zu leben. Aber dieses Korrespondieren, muß das immer eine angenehme Unterhaltung sein? Schauen wir doch, bevor wir auf Burri blicken, auf die schauerlichen Aussagen, auf die beängstigenden Rufe eines Boch, eines Goya, eines Tanguy. Und erinnern wir uns auch an die Magie der Kunst und der durch sie zur magischen Wirkung entzündeten Gegenstände.





Nein, wir mögen diese aufgeklebten Unterröcke nicht.

„Das ist keine Kunst!“

hat man dem Museum geschrieben, und auch: „Das ist eine Beleidigung der deutschen Frau.“ Zunächst als wohlmeinende Erhellung: Es sind ja keine deutschen Unterröcke! Dann aber: Wie unwichtig ist es, daß dies Unterröcke sind. Daß wir „das da“ nicht mögen, ist ein Schock. Ja, wir sind schockiert durch diese Unterröcke — und dann werden sie plötzlich als Mittel der Aussage sehr wichtig. Fragen wir uns doch immer vor einem Bild, warum mag ich dieses, jenes aber nicht? Der Surrealismus besonders hat uns gelehrt, daß das Schockieren eine wesentliche Absicht der Kunst sein kann, und die moderne Psychoanalyse hat dieses Phänomen ausführlich untersucht und gewürdigt. Zugleich ist dieser Unterrock da nur ein Teil in einer Komposition aus Farbe und Form, und seine Materie dient dem beabsichtigten Ausdruck des Künstlers. Zugleich ist er ein Rest aus der Mülltonne, wie die Säcke, der Eisenschrott, die verbrannten Phenole — entnommen aus dem Abfalleimer unserer Welt. Haben wir denn die Tatsache vom Eigenleben aller Dinge vergessen, und wissen wir nichts mehr von der „Vanitas“, von der Vergänglichkeit alles Irdischen?

Wir sind zurückgeworfen auf die autonomen Dinge, und gerade die Entwicklung der Kunst während der letzten 100 bis 200 Jahre hat uns gezeigt, wie immer mehr „Zutaten“ ausgestoßen werden — bis nur noch die „reine“ Kunst übrigblieb. Man mochte geglaubt haben, mit den Abstrakten sei der Höhepunkt dieser Entwicklung erreicht. Mitnichten: Auch bei den Abstraktesten der Abstrakten sind immer noch zwei Dinge geblieben: Farbe und Form. Es schien keine Weiterung mehr zu geben. Burri und seine Richtung stoßen

auch diese „Zutaten“ noch aus. Was bleibt, ist der Stoff, die bloße Materie, die primitive Substanz unserer täglichen Welt. Und es gibt keinen Stoff dieser Welt, der sich künstlerisch nicht gestalten ließe! Die Tachisten noch weit überholend, jene also, die den Abstrakten die Verdrängung der „Ideen“, des Gebauten, Konstruierten noch voraus hatten, läßt Burri nichts als die „tote“ Materie.

In ihren Variationen, Kompositionen und Kombinationen zeigt er dann, wie sehr diese tote Materie „spricht“. Wie sie lebt und vergeht. Wie sie altert! Das Moment der Alterung ist für diese Richtung der Moderne von größter Bedeutung. Man wird ihrer Einstellung der konsequenten Beschränkung auf die pure Materie nicht gerecht, wenn man dieses wesentliche Moment der Alterung nicht beachtet. Schon bei Dubuffet, Kaiser und anderen zeigte sich eine Tendenz, Formen der Alterung — sonst der Willkür der Zeit überlassen! — mit in den Schaffensprozeß einzubeziehen und als künstlerisches Mittel von vornherein zu verwenden.

In allen Fällen spielt da eine Neigung zum Ruinösen

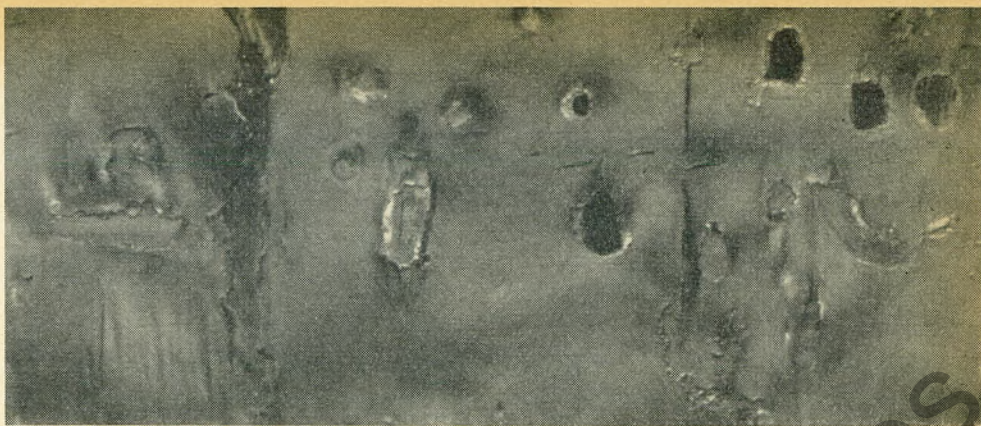
eine wesentliche Rolle. Diese Liebe zum Ruinösen hat ihren Ursprung in der Romantik, wo nicht nur die gewachsene, sondern vor allem auch die gebaute und bewußt gemachte Ruine zu den typischen Merkmalen der damaligen Kunstrichtung gehört. Bezeichnend für unsere Kunst im technischen Zeitalter — wie auch in weiten Bereichen des übrigen modernen Lebens — ist gerade diese Rückwendung zu romantischen Vorstellungen.

Noch deutlicher als bei Dubuffet wird diese Neigung zum Ruinösen z. B. bei dem Soester Kaiser, der gewisse Formen gewachsener Alterung während des Schaffensprozesses vorwegnimmt, indem er das fertige Bild anbrennt. Die so erzeugten Form- und Fachwerte, die häufig außerordentlich reizvoll sein können, bilden nun einen wesentlichen Teil der Aussageabsicht des Künstlers. Verwandlungen der Zeit und des Zufalls werden sozusagen vom Künstler vorweggenommen, als ästhetische Mittel verwendet, und müßten zugleich als bedeutende Aussage verstanden werden — wie nämlich auch der Stoff, die Materie dem Zeitverfall, dem Zufall, seinem Schicksal unterworfen ist. Der Künstler nimmt diesen Tatbestand gleichsam mit Zeitraffer mit in sein Bild auf.

Bedeutsam ist sodann, welche Stoffe der Künstler auswählt, an welchen er das Experiment seiner Absicht durchführt. Es sind jene Materialien, die die

Grundelemente unserer täglichen Gebrauchswelt

darstellen: Holz, Eisen, Kunststoffe. Sehr wesentlich ist, daß gerade auch die Kunststoffe in diesen Kreis einbezogen werden, um an ihnen zu zeigen, daß sie den gleichen Gesetzen unterworfen sind wie die traditionellen Materialien Holz und Eisen. Burri weiß den modernen Plastikstoffen optische Eindrücke abzugewinnen, die sonst dem Zufall — auch einer Katastrophe! — überlassen bleiben und von uns nicht wahrgenommen werden. Der Künstler wartet diese Zufallsergebnisse nicht ab, „sondern das Material wird in dem Vorherwissen, wie es auf Fremdeinwirkung reagiert, durch starke Hitze zerstört. Durch die künstlerische Absicht der Veränderung unterworfen, ist mit der Plastikfolie eine symbolhafte Komposition erreicht.“ (Katalog der Ausstellung in Krefeld, 1959.) Die Plastikfolie



wird willkürlich am Bildträger befestigt, wölbt sich in mehreren Bäuchen vor. Hier und da sind verschieden große Löcher in die Haut gebrannt, die Ränder sind zerfetzt, ausgeglüht, und um das Loch legt sich ein Hof wunderbar zarter, changierender Farben. Der typische Plastikcharakter, die Eigentümlichkeit des Materials in seiner eigenen Existenz und seinem nur für ihn bezeichnenden Verfall — das alles wird uns optisch-eindringlich durch Burri vor Augen gestellt. Und mehr als das: Er zeigt uns kompositionelle, farbliche und strukturelle Möglichkeiten einer Materie, an der wir sonst — durch Nichtachtung und Gewöhnung blind geworden — vorübergehen. Ähnlich bei seinen Holzbildern, seine legni: Geworfene und geborstene Furnierstücke werden geschickt zusammengefügt, Risse und Astlöcher benutzt, um den typischen Materialcharakter des Holzes zu verdeutlichen, um ihm den letzten ästhetischen Reiz abzugewinnen — und wieder das Zerstören. Wie sieht das Material aus, wenn es verfallen ist? Die schillernde, seidig-glatte Oberfläche verbrannten Holzes tritt als zusätzliches optisches und materiell-greifbares Element mit ins Bild.

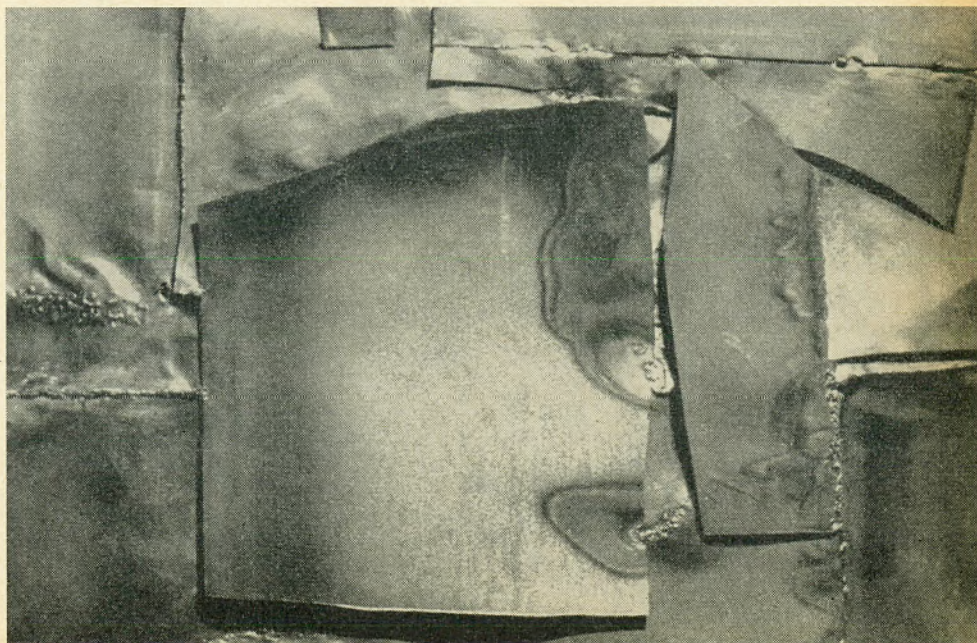
Daneben die grob strukturierten Leinwandkompositionen.

Rohe Leinwand, bis dahin mehr oder weniger der Bildträger in der Kunst, künstlerisch nur als leichte Modellierung der Oberfläche bei den „Alten“ genutzt oder völlig verdeckt, tritt nun als beherrschendes Element auf. Ihr allein ist das Bild „gewidmet“! In den Löchern dann Reste von Farbe, sauber und glatt mit dem geschundenen, zerfetzten Sack kontrastierend. Ein Sack — mit einem Wort —, der zu nichts mehr nütze ist, ein Rest, ein Lumpen, im täglichen Gebrauch ein Nichts.

Jeder, der mit Eisen zu tun hat, weiß, wie sehr verschieden Eisen sein kann. Das mag zunächst recht banal klingen, und doch erleben wir tagtäglich erst beim näheren Zusehen (oder auch beim Abtasten), daß Eisen nicht gleich Eisen ist. Dünn und in elastischer Vibration die Bleche, dick und gebuckelt in starrer Schwere die Platten — alles unverwechselbar in der Sprache der Oberfläche und der graumetallischen Farbe: „Eisen“! Und wir alle wissen, wie Eisen reißt, wie es unter hartem Schlag zerfetzt, wie es an den Nahtstellen „gerinnt“, wenn man es erhitzt oder schweißt — wie es schließlich die Farbe von Graublau bis zu Rostrot verändert, wenn es oxydiert. Diese optischen und strukturellen Möglichkeiten

weiß Burri ins „Bild“ zu setzen. Er läßt uns das Eisen erleben, wie wir es bis dahin eben nicht sahen. Ganz für sich, nicht zweckgebunden verwendet, sondern ganz aus sich als neutrale Materie.

Aus den Resten wird beim Industrieprodukt „ein neues praktisches Gerät, bei Burris Werk eine technisch-ästhetische, ins Geistige zielende Komposition“. Die der niederen Materie entlehnten Motive verschmelzen zu neuen, stimmungsvollen Vorstellungskreisen. Mehr will Burri nicht. Ob er Kunst wollte? — Begnügen wir uns zunächst damit, daß er unseren Blick schult und auf die Dinge richtet. So und so ist Burri kein alter Meister — er ist ein Forscher, ein Mann mit einem großen Wagnis.



Der Vorstand gibt Bericht

Als wir vor sechs Monaten an dieser Stelle über die Lage auf dem westdeutschen Eisen- und Stahlmarkt berichtet haben, waren wir auf Grund der Analyse der für die rückläufige Stahlkonjunktur bestimmten Faktoren zu der Überzeugung gelangt, daß die Stahlflaute des vergangenen Jahres aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr von langer Dauer sein würde. Wir sind zu unserer Freude in dieser Vermutung nicht enttäuscht worden.

Die ersten Anzeichen, die einen

Wandel am Stahlmarkt

vermuten ließen, waren schon kurz nach Jahresbeginn zu erkennen. Der Umschwung wurde dann durch einen starken Nachfragestoß aus dem Ausland eingeleitet. Während die Nachfragebelebung am internationalen Markt bisher angehalten hat, setzte sie am Inlandsmarkt später, aber dann überraschend schnell und auch auf die Erzeugnisse hin gesehen in verhältnismäßig breiter Streuung ein. Von dieser Aufwärtsentwicklung kaum berührt sind nach wie vor Gießereierheisen, Schmiedestücke und rollendes Eisenbahnmateriäl.

Die stahlverarbeitende Industrie der Bundesrepublik, deren Beschäftigungslage ja für die Höhe des Stahlverbrauchs bestimmend ist, steht im Zeichen einer guten Konjunktur, was sich unter anderem darin ausdrückt, daß der Stahlverbrauch, besonders im 2. Quartal 1959, weiter zugenommen hat.

Mit monatlich mehr als 1,7 Mill. t hat der Auftragseingang in Stahlerzeugnissen bei den westdeutschen Hüttenwerken im 2. Quartal 1959 einen erfreulich hohen Stand erreicht; allein über 1,3 Mill. t kamen davon aus dem Inland (1958 = monatsdurchschnittlich 0,9 Mill. t), woraus zu ersehen ist, in welchem Maße der inländische Absatzmarkt für die eingetretene Veränderung bestimmend ist.

Die kräftige Wiederbelebung der westdeutschen Stahlnachfrage

Ist in besonderem Maße aber auch dadurch angeregt worden, daß der Abbau der Stahllagerbestände bei Händlern und Verbrauchern in den ersten Monaten dieses Jahres endlich seinen Abschluß fand und die gutbeschäftigte weiterverarbeitende Industrie — in erster Linie die Bauwirtschaft und der Fahrzeugbau — ihren laufenden Stahlbedarf wieder bei den Hüttenwerken decken mußte und nicht mehr auf eigene Lagerreserven zurückgreifen konnte.

Die lebhafte inländische und ausländische Nachfrage ist naturgemäß nicht ohne Rückwirkungen auf die Beschäftigungslage der westdeutschen Hüttenwerke und damit auch der Westfalenhütte geblieben. Dieses trifft insbesondere für das 2. Quartal 1959

zu, in dem die monatlichen Stahllieferungen westdeutscher Werke mit nahezu 1,46 Mill. t um 9% höherlagen als im Jahre 1958 und damit sogar das monatliche Absatzvolumen des guten Stahljahres 1957 erstmalig leicht überschritten wurde.

In den letzten Monaten ist verschiedentlich die Befürchtung laut geworden, daß die Stahlkonjunktur in starkem Maße von dem Streik und der Streikdauer in der amerikanischen Stahlindustrie abhängig sei. Zweifellos haben die amerikanischen Stahlverbraucher sich durch eine entsprechende Bevorratung gegen die Auswirkungen des Ausfalls der Stahllieferungen während eines lang dauernden Streiks gesichert. Die daraus resultierende verstärkte Nachfrage ist auch zu einem zwar nicht sehr wesentlichen Teil der deutschen Stahlindustrie mittelbar oder unmittelbar zugute gekommen; aber die Stahlkonjunktur kann sich doch glücklicherweise auf ein sehr viel solideres Fundament stützen, nämlich einen wieder

konsolidierten internationalen Stahlmarkt

Daß dem so ist, beweist unter anderem die Tatsache, daß den westdeutschen Hüttenwerken auch heute noch Exportmöglichkeiten offenstehen, die sie aber im Hinblick auf die nicht durchweg befriedigenden Preise nicht wahrnehmen. Dennoch hat die deutsche Stahlindustrie im 2. Quartal 1959 monatlich 358000 t exportiert, das sind 90000 t mehr als im Monatsdurchschnitt des Jahres 1957.

Während wir im Verlauf des Jahres 1958 mit Besorgnis registriert haben, daß die Hüttenwerke ständig mehr Stahl geliefert haben als Stahl neu bestellt wurde — die westdeutsche Stahlindustrie also mehr oder weniger von den vorhandenen Auftragsbeständen zehrte, die in raschem Tempo zusammenschmolzen —, ist der Auftragsbestand inzwischen wieder beachtlich gestiegen. Da die Auftragseingänge seit Jahresbeginn laufend über den Lieferungen lagen, ist der Auftragsbestand bei den westdeutschen Hüttenwerken jetzt auf 4,5 Mill. t angewachsen, gegenüber 3 Mill. t zu Ende des Jahres 1958. Damit ist die Beschäftigung für die nächste Zukunft gesichert.

Die gleiche Entwicklungstendenz gilt auch für die Westfalenhütte, deren derzeitiger Auftragsbestand in Stahlerzeugnissen das Niveau des Jahres 1957 übertrifft. Überprüft man die

Zusammensetzung unseres Auftragsbestandes

nach der Herkunft der Aufträge, so zeigt sich, daß rund 76% zur Lieferung in die Bundesrepublik bestimmt sind, 18% für dritte Länder und 6% für die Montanunion. Das bedeutet, daß sich die Westfalenhütte im Inland wesentlich stärker engagieren konnte als der Durchschnitt der übrigen Werke, bei denen nur 66% des Gesamtbestandes aus der Bundesrepublik stammen.

Es ist unter den geschilderten Umständen durchaus verständlich, daß die Lieferfristen für Stahlerzeugnisse deutlich angezogen haben, obwohl von Werk zu Werk und zwischen den einzelnen Erzeugnissen mehr oder weniger große Unterschiede bestehen. So liegt beispielsweise der Betonstahl mit Lieferfristen von etwa 4 Monaten an der Spitze der Skala der Lieferzeiten, während Grob- und Mittelbleche mit ihren kurzen Lieferzeiten am weitesten unten stehen. Dabei ist die Fähigkeit unserer westdeutschen Werke, immer noch schneller ausliefern zu können als ein großer Teil der ausländischen Erzeuger, ein für den Absatz nicht gering einzuschätzender Vorteil.

Damit ist ein Thema angesprochen, das seit Beginn des Jahres 1958, verstärkt jedoch ab der Jahreswende 1958/59 zur Debatte steht und uns besorgt macht: die der Höhe nach

absolut steigenden Stahlimporte

und die Tatsache, daß ein ständig zunehmender Anteil des westdeutschen Stahlbedarfs aus diesen Importen gedeckt wird.

Es ist unsere Auffassung, daß die inländische Stahlflaute nicht so lang gedauert hätte, wenn nicht die französische Währungsabwertung Ende Dezember 1958 zu einer erheblichen Vergrößerung des Preisgefälles zwischen deutschen und französischen Walzwerkserzeugnissen geführt hätte und damit zu einer verstärkten Auftragserteilung deutscher Stahlverbraucher an ausländische Hersteller.

Besonders der frachtgünstig gelegene süddeutsche Raum hat von dieser Möglichkeit, billig einzukaufen, Gebrauch gemacht. Inzwischen sind jedoch die französischen Lieferwerke infolge ihrer stark verlängerten Lieferfristen für Stahlerzeugnisse — bis zu sechs Monaten! — nicht mehr in der Lage, den akuten Bedarf der deutschen Stahlverarbeiter fristgerecht zu decken, so daß das französische Stahlpreisproblem mit seinem marktstörenden Einfluß etwas in den Hintergrund getreten ist. Daß die Absatzvorteile, die die französische Stahlindustrie durch die Währungsabwertung erlangt hat, aber mit

einem echten Leistungswettbewerb,

wie ihn die Montanunion anstrebt, nicht vereinbar ist, geht daraus hervor, daß die Hohe Behörde ihre der französischen Regierung gegebene Empfehlung aufrechterhält, geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um das künstliche Preisgefälle und damit die Wettbewerbsverzerrung zu beseitigen.

Die Tendenz zu weiter steigenden Importen hat auch im 2. Quartal 1959 noch angehalten. Es wurden in diesem Zeitraum monatlich 240000 t Stahlerzeugnisse in die Bundesrepublik importiert, gegenüber 192000 t im Jahre 1958 und 171000 t in 1957. Besonders beachtenswert ist der Importanstieg aus dem Montanunionsraum, an dem französische und saarländische Lieferungen allein mit je 30% beteiligt sind. Innerhalb der einzelnen Erzeugnisse liegt das Schwergewicht der Importe bei Stabstahl und Feinblech, auf die fast die Hälfte aller importierten Mengen entfallen.

Betrachtet man die absolut gestiegenen Stahlimporte einmal im Verhältnis zur gesamten Stahlversorgung des westdeutschen Marktes, die zur Zeit wieder den Stand wie im Jahre 1957 erreicht hat, so fällt auf, daß der Lieferanteil der westdeutschen Hüttenwerke seit 1957 zugunsten des steigenden Importanteils ständig zurückgegangen ist.

Stahlversorgung des westdeutschen Marktes (in 1000 t)

		Inlandsversorgung	Anteil an der Versorgung deutsche Werke	Importe
		t	%	%
Monatsdurchschn.	1957	1354	87,4	12,6
Monatsdurchschn.	1958	1246	84,6	15,4
Monatsdurchschn. 1. Vj. 1959		1155	83,2	16,8
Monatsdurchschn. 2. Vj. 1959		1340	82,1	17,9

Dadurch, daß die westdeutschen Stahlverbraucher ihren Bedarf zunehmend aus Importen decken, nehmen die ausländischen Stahlerzeuger an der Wiederbelebung des westdeutschen Stahlmarktes in stärkerem Maße teil als die Stahlindustrie der Bundesrepublik. Trotz einiger störender Momente kann aber die Absatzentwicklung bei den westdeutschen Hüttenwerken in der nahen Zukunft durchaus positiv beurteilt werden.



Die Mitglieder der Vertreterversammlung

Zur Reform der Krankenversicherung

Dieses aktuelle Thema hat Vorstand und Vertreterversammlung unserer Betriebskrankenkasse schon seit langer Zeit sehr beschäftigt. Der Wunsch, über diese Dinge einmal aus berufenem Munde orientiert zu werden, konnte am 12. August 1959 erfüllt werden, als der Direktor des Bundesverbandes der Betriebskrankenkassen, Dr. Alexander, im Kreise aller Mitglieder des Vorstandes und der Vertreterversammlung und aller Stellvertreter ein Referat über dieses Thema hielt.

Da Direktor Berndsen, der nach längerer Krankheit erstmalig wieder da war, vorher eine andere Sitzung hatte und daher etwas später eintrat, eröffnete der stellvertretende Vorsitzende des Vorstandes, Albert Pfeiffer, die Versammlung.

Dr. Alexander sprach eingangs über die Probleme, mit denen nicht nur in Deutschland, sondern in allen Kulturländern der Welt die Sozialversicherung zu tun hat. Er sagte, daß Reformbestrebungen überall im Gange seien, daß man aber die Verhältnisse des einen Landes nicht unbesehen auf das andere übertragen könne. Er gab einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Sozialversicherung und über die Probleme, die für reformbedürftig gehalten werden und die seit langem umstritten sind. Anschließend berichtete er über den Entwurf, den das Arbeitsministerium ausgearbeitet hat und der außerordentlich umstritten ist, vor allen Dingen deshalb, weil er in großem Maße eine Selbstbeteiligung der Versicherten vorsieht. Er erläuterte die einzelnen Punkte kritisch und gab die Stellungnahme des Bundesverbandes sowie vor allen Dingen die der Versichertenvertreter des Verbandes zur Kenntnis. Der uns zur Verfügung stehende Raum gestattet es

uns nicht, den interessanten Vortrag schon heute zum Abdruck zu bringen. Wir werden aber angesichts der Wichtigkeit dieses Problems einen genauen Bericht über das Referat in unserer Oktoberausgabe bringen.

Im Anschluß an den Vortrag, der mit großem Interesse aufgenommen wurde, sprach der stellvertretende Vorsitzende der Kasse, Albert Pfeiffer. Er brachte die Ansicht der Versicherten und die Stellungnahme des Deutschen Gewerkschaftsbundes zum Ausdruck. Anschließend wurde folgende

EntschlieÙung

einstimmig angenommen:

Der „Referentenentwurf zum Krankenversicherungs-Neuregelungsgesetz“ wird abgelehnt. Den vorgesehenen Verbesserungen — die begrüßt werden — stehen auf der anderen Seite solch hohe finanzielle Belastungen der Versicherungsnehmer gegenüber, die aus sozialen und gesundheitspolitischen Gründen nicht zumutbar sind, zumal die Selbstbeteiligungskosten etwa doppelt so hoch sind wie die Höhe der vorgesehenen Leistungsverbesserungen.

Die Vertreterversammlung der Betriebskrankenkasse der Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund, erwartet von den gesetzgebenden Körperschaften ein Krankenversicherungs-Neuregelungsgesetz, das vor allem enthält:

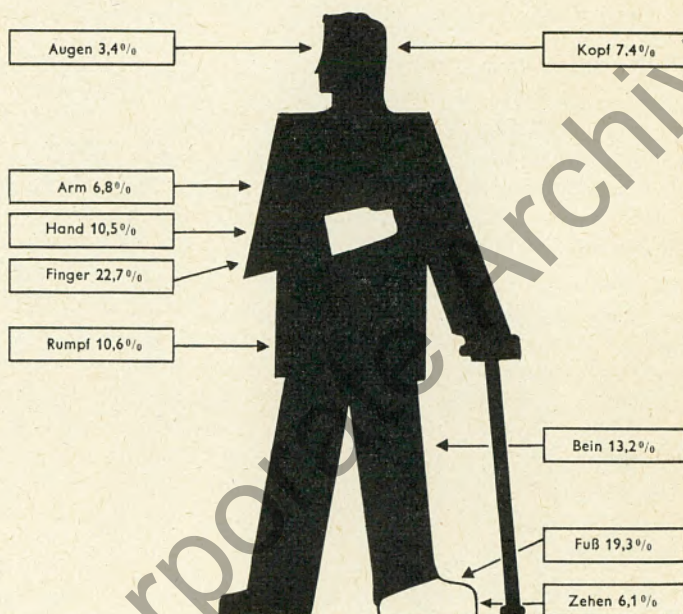
1. Entlastung der Krankenkasse von Fremdaufgaben;
2. die Gleichstellung aller Arbeitnehmer im Krankheitsfalle;
3. eine wirksame Gesundheitsvorsorge.

Trotz allem: zuviel Unfälle!

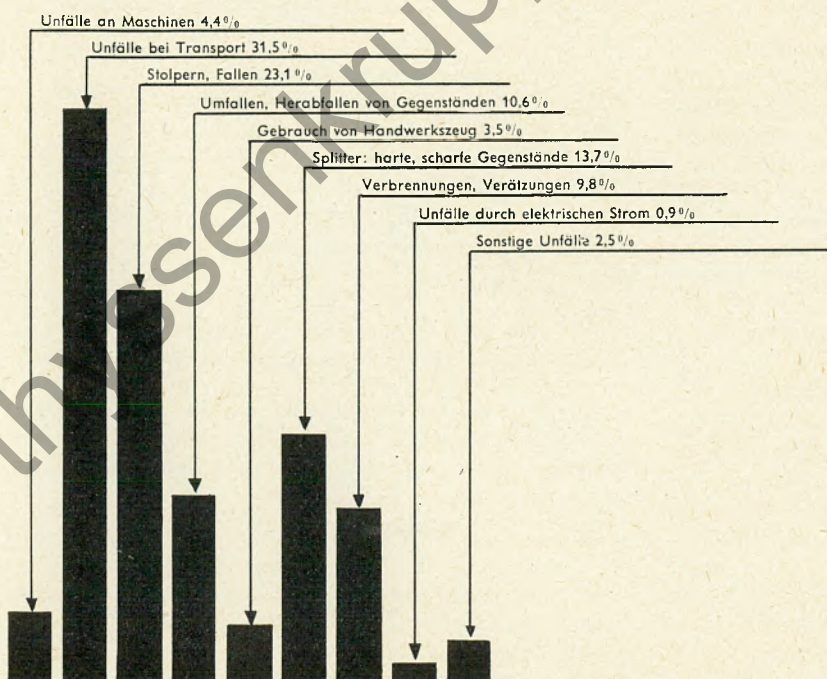
Im ersten Halbjahr 1959 ist die Anzahl der Betriebsunfälle auf insgesamt 609 abgesunken: Das entspricht mit einem Monatsdurchschnitt von rund 100 gegenüber dem des Jahres 1958 mit über 110 — 1958 ereigneten sich insgesamt 1329 Betriebsunfälle — einer Verminderung um 10 v. H. und gegenüber 1957 mit rund 125 sogar einer Verminderung um rund ein Viertel. Das ist eine erfreuliche Entwicklung, die uns aber nicht dazu verführen darf, nunmehr „auf den Lorbeeren auszuruhen“, sondern uns im Gegenteil ein Ansporn sein muß, mit allen Kräften dafür zu sorgen, daß diese absinkende Tendenz auch weiterhin erhalten bleibt.

Bedenklich stimmt uns dagegen ein Vergleich der Wegeunfallzahlen: Von 186 Wegeunfällen im Jahre 1957 stieg die Zahl auf 226 Wegeunfälle im Jahre 1958. Das bedeutet eine Zunahme um 21,5 v. H.! Hier muß also unbedingt etwas getan werden! Aber was? In diesen Fällen kann die Arbeitsschutzstelle nicht so eingreifen und auf sie einwirken, wie sie es auf der Hütte kann; denn auf dieses Geschehen hat sie unmittelbar keinen Einfluß.

Anteil der Verletzungen einzelner Körperteile und Organe an der Gesamtzahl der Unfälle (ohne Wegeunfälle)



Anteil der verschiedenen Unfallarten an der Gesamtzahl der Unfälle (ohne Wegeunfälle)



Die Hütte bemüht sich um die Sicherheit der Arbeitsplätze und Maschinen. Für die Sicherheit im Straßenverkehr ist letztlich jeder selbst verantwortlich. Wir können nichts anderes tun, als immer wieder an die Vernunft zu appellieren und zu mahnen: „Augen auf im Straßenverkehr!“ und „Haltet eure Fahrzeuge in Ordnung!“

Wir wollen hoffen, daß alle Kollegen so einsichtig sind und sich auch auf diesem Sektor des Unfallgeschehens tatkräftig dafür einsetzen, einen gleichen ständigen Rückgang der Unfallziffern zu erreichen, wie es bisher bei den Betriebsunfällen der Fall war.

Schließlich liegt das in unser aller Interesse: denn

Unfälle zerstören Leben und Gesundheit!

Ein gesunder Geist und ein gesunder Körper aber sind Träger unserer Lebens- und Arbeitsfreude!

Die kontinuierliche Arbeitsweise

Die Bundesregierung erwägt,

durch Rechtsverordnung die kontinuierliche Arbeitsweise in den Stahl- und Walzwerken nur noch unter Bedingungen zuzulassen, die sich von denen der bisherigen Ausnahmegenehmigung des Herrn Arbeits- und Sozialministers des Landes Nordrhein-Westfalen zum Teil wesentlich unterscheiden.

Unser Werk würde, falls die augenblicklichen Vorstellungen Inhalt der Novelle werden würden, möglicherweise dadurch außergewöhnlich betroffen, daß die fünf 35-t-Öfen unseres SM-Stahlwerkes I/II sowie unser 40-t-Elektroofen nicht mehr durchgehend betrieben werden könnten. Daraus würden sich für unser Werk schwerwiegende Folgen ergeben, die in einem krassen Mißverhältnis zu der möglichen Ausweitung der Sonntagsruhe für unsere Arbeitskräfte stehen.

1. Ausfall an Rohstahl

Der Ausfall an Rohstahl durch eine 16stündige Produktionsruhe an den Sonntagen an den 35-t-Öfen unseres SM-Stahlwerkes I/II würde 18% der Monatserzeugung dieser Öfen nach dem Durchschnitt der Monate April, Mai und Juni 1959, also 3575 t Rohstahl/Monat, betragen. Beim Elektroofen würden 13,5% bzw. rund 600 t Rohstahl/Monat ausfallen, insgesamt rund 4175 t Rohstahl/Monat.

2. Auswirkung der Produktionsruhe auf die Belegschaft

a) Da unsere Stahlwerkskapazität bereits heute nicht ausreicht, um unsere Walzenstraßen vollständig mit Rohstahl zu versorgen, und an eine entsprechende Ausweitung der Rohstahlkapazität zur Zeit nicht gedacht werden kann, würde die Folge des obengenannten Ausfalls an Rohstahl sein, daß in einem unserer Fertigwalzwerke eine Arbeitsschicht eingestellt werden müßte, d. h., daß die Straße statt z. B. jetzt 3schichtig nur noch 2schichtig betrieben werden könnte. Damit würden rund 100 Arbeitsplätze mit weit überdurchschnittlicher Entlohnung und hohen freiwilligen Sozialleistungen wegfallen.

b) Wenn die genannten SM-Öfen am Sonntag eine 16stündige Produktionsruhe einlegen müßten, so müssen sie trotzdem warm gehalten werden, weil sonst beim Abkühlen und bei der Wiederinbetriebnahme die feuerfeste Ausmauerung der Öfen zerstört würde. Für dieses Warmhalten und die Ausführung der notwendigen Flickarbeiten an den Öfen werden aber kaum weniger Arbeitskräfte benötigt als bei durchgehender Produktion, und zwar statt z. Z. 147 immerhin noch 123 Arbeitskräfte. Ähnliches gilt für den Elektroofen: Gegenüber z. Z. 45 Arbeitskräften müßten immerhin noch 35

Arbeitskräfte anwesend sein. Insgesamt würden also durch die Einlegung der Produktionsruhe nur 34 Arbeitskräfte von 192 je Sonntag freigestellt werden können.

Demgegenüber würden aber dann in Übereinstimmung mit § 105c 3 der Gewerbeordnung Reparaturarbeiten, die z. Z. in der Woche durchgeführt werden, auf die Sonntage verlegt und dadurch zusätzlich mehr Arbeitskräfte der Instandhaltungsbetriebe am Sonntag beschäftigt werden müssen, als durch die Produktionsruhe freigestellt werden können.

Daß die Zahl der sonntags in unseren Stahlwerken beschäftigten Arbeitnehmer nach Einführung der kontinuierlichen Arbeitsweise tatsächlich zurückgegangen ist, zeigt der nachfolgende Vergleich der durchschnittlichen Sonntagsarbeiter im Oktober 1956 vor und im Oktober 1957 nach Einführung der kontinuierlichen Arbeitsweise. Hieraus gehen die Zahlen für den Elektroofen unmittelbar hervor, die Zahlen für die evtl. für die Produktionsruhe in Frage kommenden SM-Öfen sind in den Gesamtzahlen der SM-Stahlwerke enthalten.

Anzahl der durchschnittlichen Sonntagsarbeiter
im Oktober 1956 und 1957
(sonntags 6.00 bis montags 6.00 Uhr)

	Belegschaft der Produktion einschließlich Maschinisten	Reparaturleute und Hilfskräfte	Angetretene Gesamtbeleg- schaft
SM-Stahlwerke			
1956	582	236	818
1957	629	106	735
Elektro-Stahlwerk			
1956	35	17	52
1957	45	4	49

Es muß also fraglich erscheinen, ob die Anordnung einer derartigen Produktionsruhe der genannten Öfen im Sinne einer Verbesserung der Sonntagsruhe der Belegschaft überhaupt sinnvoll wäre.

c) Mit der Einlegung der 16stündigen sonntäglichen Produktionsruhe für die fraglichen Ofeneinheiten würde die wesentliche Grundlage der tarifvertraglichen Vereinbarung über die 42-Stunden-Woche — nämlich die kontinuierliche Arbeitsweise — nicht mehr gegeben sein. Für die in Frage kommende Belegschaft gälte dann



Der Betriebsrat diskutierte wiederholt und eingehend das Problem der beabsichtigten Neuregelung. Er stimmte der schriftlichen Erklärung, die u. a. auch dem Vorstand der Industriegewerkschaft Metall zugestellt wurde, einstimmig zu.

die 44-Stunden-Woche. Davon wären insgesamt 256 Arbeitskräfte (zuzüglich etwa 10% für Urlauber und Fehlende) betroffen, da ja insgesamt vier Belegschaftsschichten angesetzt sind, von denen z. Z. je Sonntag drei arbeiten und eine frei hat. Bei einer Arbeitszeit von 44 Stunden/Woche und der Produktionsruhe werden aber statt der genannten 256 nur noch 238 Arbeitskräfte benötigt, so daß weitere 18 Arbeitsplätze mit weit überdurchschnittlicher Entlohnung und hohen freiwilligen Sozialleistungen wegfallen.

Die verbleibende Belegschaft hätte dann unter wesentlich ungünstigeren Arbeitsbedingungen zu arbeiten, weil die Wochenarbeitszeit von 44 Stunden nur mit Hilfe eines entsprechenden Springersystems erreicht werden kann und somit die einzelnen Arbeitsgruppen von Tag zu Tag anders zusammengesetzt sind. Das erschwert nicht nur die Betriebsführung erheblich, sondern bedeutet auch — wie die gemachten Erfahrungen gezeigt haben — eine nicht zu unterschätzende Unfallgefahr und eine sehr unerfreuliche Verschlechterung des Betriebsklimas (kollegiale Zusammenarbeit der Belegschaftsmitglieder).

Wir können uns nicht vorstellen, daß unsere Belegschaftsmitglieder Verständnis aufbringen für eine derartige Schmälerung ihres sozialen Besitzstandes durch eine Verordnung der Bundesregierung, deren Ziel, den Arbeitern mehr Sonntagsruhe zu verschaffen, letztlich doch nicht erreicht wird. Sicherlich wird die Belegschaft eine solche Maßnahme nicht ohne Verärgerung und Hinwendung zu radikaleren Anschauungen hinnehmen.

3. Auswirkungen auf die Energiewirtschaft

Wie oben dargelegt, müssen die Öfen auch während der Produktionsruhe warm gehalten werden. Nach durchgeführten Messungen benötigt jeder der genannten SM-Öfen je Tag als Warmhaltegas 26000 m³ Koksgas, während für den Produktionsbetrieb 42000 m³ Koksgas erforderlich sind. Es muß also bei Einlegung der Produktionsruhe Koksgas im Werte von mehreren Millionen DM/Jahr aufgewendet werden, um die Öfen vor Schäden zu bewahren. Da die Kokerei sich aber dem verringerten Koksgasverbrauch am Sonntag nicht anpassen kann, muß das restliche für den normalen Betrieb benötigte Koksgas abgefackelt werden, was eine weitere Menge Koksgas im Werte von mehreren Millionen DM/Jahr bedeutet. Insgesamt würde daher durch die Produktionsruhe an den SM-Öfen hochwertige Energie im Werte von vielen Millionen DM/Jahr vergeudet werden müssen.

Ähnliches gilt für den Wegfall des Strombezuges für den Elektroofen am Sonntag. Hier ergibt sich aus den Fixkosten der Grundgebühr für die Leistungsbereitstellung eine Erhöhung der Stromkosten, die sich nicht unbeträchtlich auswirken wird. Im übrigen wäre aber gerade eine höhere Auslastung der Kraftwerke an den Sonntagen von beachtlichem volkswirtschaftlichem Nutzen, ganz abgesehen davon, daß die erhebliche Stromspitze bei Wiedereinschaltung der Elektroöfen mit kaltem Einsatz am Montagmorgen bei der sowieso hohen Belastung zu Zusammenbrüchen der Netze führen kann.

4. Die wirtschaftlichen Auswirkungen

Wir haben errechnet, wie sich die ggf. vorgesehene Produktionsruhe im Monat Mai 1959 für unser Werk wirtschaftlich ausgewirkt hätte. Es wären durch eine derartige Maßnahme die Verarbeitungskosten des gesamten SM-Stahles aus diesen Öfen um 4,38 Prozent gestiegen und die Verarbeitungskosten des gesamten Elektrostahtes um 7,45 Prozent. Damit würde — denn ähnliches trifft wohl für die gesamte deutsche Hüttenindustrie zu — die Wettbewerbsfähigkeit, insbesondere im internationalen Raum, weiter verschlechtert, um so mehr, als es in fast allen anderen Ländern keine Einschränkungen der Arbeitsmöglichkeiten an Sonntagen gibt.

Die Berechnung hat weiter ergeben, daß die vorgesehene Produktionsruhe an Sonntagen unser Ergebnis im Monat Mai 1959 um etliche hunderttausend DM verschlechtert hätte. Das würde eine Verschlechterung der Ertragskraft unseres Unternehmens um viele Millionen DM/Jahr bedeuten. Davon würde etwa die Hälfte dem Staat als Steuer entgehen und der Rest zwangsläufig für die Durchführung von Investitionen fehlen, die die Arbeitsplätze der Belegschaft sichern und auf lange Sicht auch zu weiterer Einschränkung der Sonntagsarbeit führen könnte.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, ob die Absicht, die Erlaubnis für den kontinuierlichen Betrieb von SM- und Elektroöfen an Sonntagen von der Ofengröße abhängig zu machen, sich mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung verträgt und verfassungsrechtlich überhaupt zulässig ist. Wenn auch nicht verkannt werden soll, daß ein Stillstand der großen Öfen technisch schwieriger durchzuführen wäre, so muß doch u. E. Berücksichtigung finden, daß die kleinen Öfen es ohnehin schon wesentlich schwerer haben, im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf, insbesondere auch mit dem Ausland, bestehen zu können und daß man daher u. E. diese Schwierigkeiten nicht dadurch noch vergrößern darf, daß man gerade sie von der nicht zu umgehenden grundsätzlichen Notwendigkeit, SM-Öfen an den Sonntagen kontinuierlich durcharbeiten zu lassen, ausschließt.

5. Grundsätzliche Bereitschaft zur Einschränkung der Sonntagsarbeit

Wir möchten in diesem Zusammenhang betonen, daß wir im Grundsatz mit allen Bestrebungen übereinstimmen, die die Sonntagsarbeit einschränken möchten. Wir glauben aber, daß hierbei die technischen und auch die technisch-wirtschaftlichen Belange nicht außer acht gelassen werden können. Die Maßnahmen, die

wir — wie auch die übrige eisenschaffende Industrie — durchgeführt haben, haben ja gerade der Verbesserung der Arbeitsbedingungen der bei uns Beschäftigten gegolten, indem wir von einer durchschnittlichen Beschäftigung von 51,7 Stunden/Woche nunmehr auf eine solche von unter 44 Stunden/Woche im Durchschnitt unseres Werkes bei vollem Lohnausgleich zurückgegangen sind. Es hat sich dabei, wie aus unseren vorhergehenden Darlegungen ersichtlich ist, als technisch-wirtschaftlich sinnvoll erwiesen, in bestimmten engbegrenzten Betrieben, wie insbesondere den SM-Stahlwerken und Elektrostahtwerken, die kontinuierliche Arbeitsweise durchzuführen. Daß trotzdem und trotz der damit verbundenen Erhöhung der Gesamtbelegschaft tatsächlich eine Verminderung der an Sonntagen auf unserem Hüttenwerk insgesamt beschäftigten Arbeitskräfte eingetreten ist, zeigen die nachfolgenden Zahlen:

	Durchschn. Okt. 1956 bis Febr. 1957 vor Einführung der durch- gehenden Arbeitsweise	Durchschn. März bis Sept. 1957 nach	Verände- rung
Anzahl ange- tretener Arb. je Sonntag	5459	5075	—384

Wir dürfen sehr wohl in Anspruch nehmen, daß die — den nun einmal nicht wegzuleugnenden besonderen Verhältnissen in der Eisen- und Stahlindustrie entsprechenden — Regelungen im Rahmen der bisherigen Ausnahmegenehmigungen nichts mit „Profitgier“ zu tun haben, sondern eine wohlabgewogene Berücksichtigung sowohl der technischen, betriebswirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gegebenheiten wie auch der sozialen und kulturellen Belange unserer Belegschaft darstellen. Wir müßten die Verantwortung für eine etwaige Änderung der jetzigen Regelungen, insbesondere im Hinblick auf die volkswirtschaftlichen Auswirkungen und auf unsere Sorgepflicht für unsere Belegschaft, entschieden ablehnen. Wir halten uns vielmehr für verpflichtet, diese Zusammenhänge darzulegen, damit geprüft werden kann, ob die dargestellten negativen Auswirkungen bei der Bearbeitung der Novelle zur Bundesratsbekanntmachung von 1895 genügend Berücksichtigung gefunden haben. Zumindest erscheinen uns ausreichende, der technischen Entwicklung Rechnung tragende Übergangsfristen erforderlich.

Die Betriebsvertretung erklärt:

Die Bundesregierung plant durch eine Rechtsverordnung die Neuregelung der kontinuierlichen Arbeitsweise in den Stahl- und Walzwerken. Diese Neuregelung mit ihren Bedingungen unterscheidet sich sehr erheblich von der bisherigen Ausnahmegenehmigung des Herrn Arbeits- und Sozialministers des Landes Nordrhein-Westfalen und damit auch von dem durch diese Ausnahmegenehmigung und dem Tarifvertrag für die Eisen- und Stahlindu-

strie NRW geschaffenen betrieblichen Tatbestand.

Der Betriebsrat der Hoesch-Westfalenhütte AG hat sich mit den Problemen der Neuregelung der Sonntagsruhe beschäftigt und möchte als Interessenvertreter der Belegschaft seine Bedenken zu dieser Neuregelung zum Ausdruck bringen.

Der Betriebsrat nimmt dann eingehend zu den technischen und wirtschaftlichen Auswirkungen der beabsichtigten Regie-

rungsverordnung Stellung. Seine Auffassung deckt sich mit der oben bereits wiedergegebenen Darlegung. Er weist besonders auf die „sich für das Werk ergebenden schwerwiegenden Folgen hin, die nicht im Sinne einer positiven Neuregelung der Sonntagsruhe liegen werden“, betont die „für die Betroffenen schwerwiegenden sozialen Folgen“ und fährt fort:

Der Sinn einer Neuregelung der Sonntagsruhe soll doch sein, allen Belegschaftsmitgliedern ein größeres Maß an völlig



James Stewart, Walter Schwöppe, Willi Woykos, Paul Schneider, Erwin Häuser, Karl-Heinz Vernholz, Paul Winkler, Willi Skremm und Endmund Boryckowski: Wir vom Elektro Stahlwerk sind nicht bereit, von unserer berechtigten und erlangten Arbeitszeitverkürzung abzugehen. Die bisherige Regelung hat uns erheblich mehr und echte freie Sonntage gebracht. Vor der Arbeitszeitverkürzung arbeiteten wir ununterbrochen an Wochentagen und Sonntagen, der „freie Sonntag“ war für uns ein Schlafsonntag, da wir erst sonntags früh um 7 oder 8 Uhr von der Nachtschicht nach Hause kamen. Die bestehenden Schichtenpläne seit Einführung der Arbeitszeitverkürzung ermöglichten uns, ein besseres als bisher gewohntes Familienleben zu führen. Die anfallenden freien Tage in der Woche — gerade in diesem Sommer, dazu noch in der Großstadt — haben gezeigt, daß wir ohne Gedränge Sehenswürdigkeiten, Freibäder und sonstige Veranstaltungen besuchen konnten. Wir sind keineswegs Befürworter der Sonntagsarbeit. Wenn eine Änderung der bisherigen 42-Stunden-Arbeitsweise gemacht werden soll, dann muß die 40-Stunden-Woche eingeführt werden. Wir lehnen eine Umänderung unserer Arbeitspläne unter Beibehaltung der 42-Stunden-Woche, aber mit Einführung eines unumgänglichen Springersystems, ab. Jeder Kollege kann seit Einführung der bisherigen Arbeitszeit seinen familiären, persönlichen sowie religiösen Verpflichtungen besser nachkommen als früher.



Eugen Schmidt, Wilhelm Tix, Walter Stache, Wilhelm Dombowski, Max Borucki und Heinrich Schäfer: Wir Kollegen im Martinwerk sind alle einer Meinung — selbstverständlich auch die katholischen Kollegen: Wenn man die augenblickliche Arbeitsweise ändern will, dann nach oben und nicht nach unten! Das zwangsläufig eintretende „Springen“ bedeutet eine erhebliche Erschwerung kollegialer Zusammenarbeit und eine Erhöhung der Unfallgefahr. Die Sonntagsarbeit an sich, die ja in gewissem Umfang immer sein wird, würde auch für die Kollegen belastender, da bisher die schweren Reparaturarbeiten während der Woche durchgeführt wurden, die nach der beabsichtigten Änderung auf den Sonntag fallen würden. Und eine Produktionsschicht ist körperlich nicht so anstrengend wie eine Reparaturschicht. Mit einer Änderung also ist den schaffenden Menschen in unseren Betrieben nicht gedient.

Erich Klünker, Bernhard Bröckelmann, Gerd Karrasch und Emil Wirth gaben die Auffassung der Walzwerke wieder: Wenn die Regierung jetzt eine Änderung plant, dann wollen wir mit ihr nur einverstanden, wenn sie uns eine 40-Stunden-Woche garantiert, die Montag früh beginnt und mit der letzten Schicht spätestens Samstag früh ausläuft. Die beabsichtigte Änderung jedenfalls würde für uns die Aufhebung der 42-Stunden-Woche und die Rückkehr zur 44-Stunden-Woche bedeuten. Das wäre wahrlich kein Fortschritt! Wir müßten in den Walzwerken zu dem berüchtigten Springersystem kommen, das jeder von uns ablehnt. Wir haben volles Verständnis für eine weitgehende Sonntagsruhe. Die Regierungsverordnung, wie sie uns bekannt ist, wird ihr und uns Walzwerkern keinesfalls gerecht.



arbeitsfreien Sonntagen zu schaffen, als das bisher der Fall war.

Nach unseren betrieblichen Erfahrungen wird dieses Ziel nach den in Erwägung gezogenen Vorstellungen nicht erreicht werden können. Es wird also nach wie vor ein erheblicher Teil von Arbeitskräften an Sonntagen erforderlich sein.

Mit Aufhebung der Ausnahmegenehmigung würde aber ein weiterer sehr erheblicher Nachteil entstehen. Die Belegschaft müßte auf die nach den jetzigen tariflichen Bestimmungen festgelegte Arbeitszeit von 44 Wochenstunden zurückgeführt werden, d. h., daß alle bestehenden Schichtenpläne der neuen Arbeitszeit (44 Stunden) und der 16stündigen Produktionsruhe am Sonntag angepaßt werden müßten.

Bei den bisherigen Schichtenplänen wurden 4 Schichten angesetzt; nach der Neuregelung wäre das nicht mehr möglich. Es würden also Arbeitskräfte freigesetzt werden müssen.

Hinzu kommt, daß die verbleibende Belegschaft unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen arbeiten würde, da die Wochenarbeitszeit von 44 Stunden nur mit Hilfe eines Springersystems erreicht werden kann. Das bedeutet aber eine tägliche Veränderung in der Besetzung der Arbeitsgruppen. Dieser Umstand muß zu Schwierigkeiten im Produktionsablauf und in der kollegialen Zusammenarbeit der Belegschaftsmitglieder führen und steigert ganz erheblich die Unfallgefahren.

Neben diesen von uns aufgeführten Tatsachen gibt es noch eine Reihe technischer, betriebswirtschaftlicher und wirtschaftlicher Momente, die eine Neuregelung im vorliegenden Sinne sehr problematisch erscheinen lassen.

Die Aufgabe des Betriebsrates bestand in der Vergangenheit darin, die mit der Ausnahmegenehmigung des Herrn Arbeits- und Sozialministers von Nordrhein-Westfalen verbundenen Auflagen genauestens zu beachten und sie einzuhalten. Diese Haltung hat nach den vorliegenden Schichtenplänen dazu geführt, daß das Maß der Sonntagsarbeit seit der Einführung der kontinuierlichen Arbeitsweise im Gesamtbereich der Hoesch-Westfalenhütte AG erheblich zurückgegangen ist.

Darüber hinaus hat diese Arbeitsweise zu einer Befriedigung der betroffenen Belegschaftsmitglieder geführt. Das wurde uns in ungezählten Gesprächen auch mit stark konfessionell gebundenen Kollegen sowohl der evangelischen als auch der katholischen Richtung bestätigt. Der Betriebsrat sieht seine Aufgabe weiterhin darin, alles zu tun, um eine Ausdehnung von Sonntagsarbeit auf jeden Fall zu verhindern. Er weiß um den Wert eines völlig arbeitsfreien Sonntags für einen schwerarbeitenden Hüttendarbeiter.

Der Betriebsrat als Interessenvertreter der Belegschaft erhebt aus diesem Grunde seine Bedenken gegen die vorliegenden Pläne einer Neuregelung der Sonntagsruhe in der Eisen- und Stahlindustrie. Diese Pläne werden zu einer Gefährdung der Arbeitsplätze, zur Schmälerung des Einkommens und zu einer allgemeinen Unzufriedenheit der Belegschaft führen. Das kann und darf aber nicht der Sinn einer Neuregelung sein, die schon in ihren Ansätzen eine Verschlechterung des bisherigen, durch die Ausnahmegenehmigung geschaffenen betrieblichen Tatbestandes erkennen läßt.

Wir sind verpflichtet, auf diese Probleme hinzuweisen, damit sie bei den weiteren Beratungen Berücksichtigung finden.

Landesminister Ernst erklärt:

Da finden wir in der „Ketteler Wacht, katholische Halbmonatszeitschrift für das schaffende Volk in Stadt und Land“ (53. Jahrg., Nr. 16 vom 15. August 1959) einen veröffentlichten Brief des Landesministers Ernst, NRW, in dem er sich gegen einen unsachlichen Artikel dieser Zeitschrift wendet. Minister Ernst erklärt u. a.:

„Die Entscheidungen, die ich als Arbeits- und Sozialminister zur industriellen Sonntagsarbeit zu treffen hatte, sind stets von der Berücksichtigung technischer Notwendigkeiten ausgegangen und werden auch in Zukunft von diesem Gesichtspunkt getragen sein. Es gibt Produktionsvorgänge, die beim gegenwärtigen Stand der Technik nach sechs Tagen nicht abgestoppt werden können, wenn nicht Schäden am Maschinenpark und an Produktionsmitteln hingenommen werden sollen, die nicht nur die Existenzfähigkeit des Wirtschaftsunternehmens, sondern auch, und vor allem, Arbeitsplatz und Existenz zahlreicher Menschen gefährden würden.“

Minister Ernst wendet sich dann gegen unsachlich vereinfachte Polemiken:

„Es ist sehr einfach, mit dem Prinzip der Sonntagsheiligung im Mund ohne Kenntnis der gegebenen Situation, ohne Kenntnis der Tatsachen und ohne Sachkenntnis zur Beurteilung technischer Notwendigkeiten die Sonntagsarbeit in Bausch und Bogen abzulehnen und die Leute, die zur verantwortlichen Beurteilung dieser Fragen berufen sind, als Totengräber christlicher Gesellschaftsordnung hinzustellen. Ich spreche niemandem, zuletzt der Presse, mit deren Arbeit ich eng verbunden bin, das Recht zur sachlichen Kritik ab.“

In der vom Bekenntnis der Unwissenheit begleiteten Aufforderung, Sonntagsarbeit zu verbieten oder technische Notwendigkeiten da und dort abzuerkennen, kann ich aber beim besten Willen keine sachliche Kritik erkennen.“



Zeide-Mariam Mengesdia, Rudolf Ostwald, Erich Erlenhofer, Günter Jürk und Roman Padka (oben) meinten: Die Kollegen der Elektrotechnischen Abteilung werden von jedweder Änderung schwer betroffen. Und weshalb denn Rückschritt? Früher verfuhr jeder von uns im Jahresdurchschnitt 408 Sonntagsstunden — bei der jetzigen Arbeitsweise sind es nur noch 304 Stunden. Die bisherige kontinuierliche Arbeitsweise war also ein wesentlicher Fortschritt. Ihre Änderung würde uns wieder zu erhöhten sonntäglichen Reparaturschichten zwingen, also das Gegenteil von dem erreichen, was beabsichtigt ist. Übrigens wird die Freizeit während der Werkzeuge, die im Rahmen der auf Grund der bisherigen Arbeitsweise erstellten Schichtpläne anfällt, als unverzichtbare Erholungszeit bezeichnet.



Johannes Müller, Gerhard Kajewski, Johann Jendhoff, Max Turowski und Alfred Hüppe sagten uns: Die bisherige Arbeitsweise hat uns — wir sprechen für die Kollegen aus dem Breitbandwalzwerk, der Maschinenabteilung III und der Außenbetriebe — viel Entlastungen verschafft und bei allen großen Anklagen gefunden. Jedwede Änderung würde die bisherige 42-Stunden-Woche liquidieren. Die 42stündige Arbeitszeit je Woche aber ist erforderlich. Die enorme Nervenbelastung in den modernen Betrieben zwingt zu dieser Arbeitszeit. Eine negative Arbeitszeitänderung würde zwangsläufig zum Springersystem führen. Dieses bedeutet Rückschritt und wird energisch abgelehnt. Wenn schon eine Änderung der Arbeitszeit erfolgen soll, dann verlangen wir die 40-Stunden-Woche mit vollem Lohnausgleich.

Franz Kaessler, Konrad Frontalski, Reinhold Homann, Willi Schulte und Heinrich Schulz gaben die Auffassung ihrer Kollegen aus der Maschinenabteilung der Walzwerke I, III, IV/V und der Straße IX wieder: Sonntagsarbeit hat es in unseren Betrieben immer gegeben und wird es immer geben. Es kommt darauf an, das Beste aus ihr zu machen. Und die augenblickliche Arbeitsweise ist die beste, weil sie im regelmäßigen Turnus verläuft. Die körperliche und geistige Beanspruchung unserer Kollegen in den modernen Betrieben ist außerordentlich hoch; sie würde katastrophal, wenn sie durch die Einführung des Springens als zwangsläufige Folge der geplanten Änderung noch größer würde. Die Änderung würde auch zu einer Einengung der Freizeit und unseres Erachtens sogar zu Entlassungen führen. Deshalb sind wir alle für die Beibehaltung der bisherigen Regelung.





Rudi Pottinger, Rudi Ising, Hans Schaffrin, Bodo Kehrbaum, Fritz Heipel und Fritz Wäscher (oben) geben die Meinung ihrer Kollegen aus der Maschinenabteilung — überwiegend Kranführer und Schlosser, die zu 90 v. H. nach der bisherigen Arbeitszeit arbeiten — „fast hundertprozentig“ wieder: Die kontinuierliche Arbeitsweise hätte schon vor Jahrzehnten kommen müssen, so gut hat sie sich bewährt. Ihre beabsichtigte Änderung führt zwangsläufig zum Springersystem, bei dem jede kollegiale Zusammenarbeit in die Binsen geht, weil immer wieder in einem anderen Team gearbeitet werden muß. Das aber läßt ein Zusammeneingespieltsein, das für die Kollegenschaft und das Werk so nötig ist, nicht möglich werden.



Franz Elias, Günter Runge, Fritz Glejniczak, Helmut Hansmeyer, Walter Jendhoff und Adolf Albert: Die bekanntgewordene beabsichtigte Regierungsverordnung stößt in der Halbzeugstraße auf empörte Ablehnung. Die Abschaffung der 42-Stunden-Woche, die zwangsläufig sein würde, sehen unsere Kollegen als unbedingt rückschrittlich an. Während sie heute, und das ist ihre stechendste Argumentation, ihre Freizeit auf lange Sicht planen können, ist bei der nun beabsichtigten Veränderung der Arbeitsweise ihre Freizeit einem Zufall unterworfen, denn niemand kann ihnen eine Woche im voraus sagen, ob sie nicht doch am Sonntag arbeiten müssen, weil es der Betriebsablauf so erfordert. Die Kollegen im Betrieb trugen lange Jahre ihre Verärgerung und Unzufriedenheit über die unbestimmte Arbeitsweise mit sich herum; sie fühlten sich wohl und zufrieden, als die 42-Stunden-Woche mit ihrer Kontinuität eingeführt wurde. Gegen die beabsichtigte Aufbürdung der alten Sorgen und Nöte protestieren wir auf das schärfste.

Helmut Flach, Fred Brinkmann, Fritz Maiworm, Rudolf Schneider, Theo Paschold und Helmut Bingel: Wir Angestellten sehen der angedrohten Neuregelung mit großen Bedenken entgegen, denn sicherlich bringt sie eine Senkung der Produktion mit sich. Eine Produktions-senkung aber bedeutet eine Minderung der Produktionsprämie, die für uns Angestellte eine u. U. empfindliche finanzielle Einbuße ausmacht.



Minister Ernst wendet sich weiter dagegen, daß man fälschlich von der „gleitenden Arbeitswoche“ schreibe:

„Um diese gleitende Arbeitswoche geht es aber weder in der Stahlindustrie noch in der Papierindustrie. Zunächst wird nur ein ganz geringer Teil der Betriebsbelegschaft für die kontinuierlich arbeitenden Produktionsprozesse benötigt; dieser Teil wird nicht — wie Sie meinen — wachsen, sondern vermindert sich mit dem Fortschreiten der industriellen Automation, an der unsere Volkswirtschaft ein Interesse hat. Aber auch für die Arbeiter, die in den kontinuierlich über den Sonntag betriebenen Betriebsabteilungen der Werke benötigt werden, wird nicht der Werktag dem Sonntag gleichgestellt. Aufgabe der Arbeitsschutzbehörden ist es gerade, ein Schichtplansystem vorzuschreiben, das jedem Arbeiter ein möglichst großes Maß an freien Sonntagen im Laufe des Jahres gewährt und das diese freien Sonntage durch längere zusammenhängende Freizeit besonders betont. So muß z. B. der Arbeitnehmer, der an den kontinuierlich betriebenen Martin-Öfen in der Stahlindustrie arbeitet, an mindestens 13 Sonntagen im Jahr im Rahmen einer Gesamtfreizeit von 72 Stunden völlig freigestellt werden. Wenn man weiß, und diese Kenntnis dürfte erforderlich sein, wenn jemand sich für befähigt hält, an der Diskussion teilzunehmen, daß ohne kontinuierliche Arbeitsweise an diesen Öfen und Maschinen an Sonntagen Reparaturarbeiten geleistet wurden, die weit mehr Menschen benötigten als die Produktionsarbeit (eine gesetzliche Regelung, die seit über 50 Jahren besteht und bisher noch nie beanstandet wurde), so darf man die in Nordrhein-Westfalen getroffene Regelung sicher auch als Schritt zur Erhöhung der Sonntagsruhe im industriellen Bereich ansehen...“

Es gibt noch viele Dinge, die man wissen muß, um eine sachliche Diskussion um die Problematik der industriellen Sonntagsarbeit führen zu können. Die kontinuierliche Arbeitsweise in unserer Industrie ist nichts Neues; sie ist z. B. für Hochöfen und Kokereien seit 1895 zugelassen, hat also schon in einer Zeit bestanden, in der 12-stündige Arbeitsschichten die Regel waren. Auch die Reparaturarbeiten an Sonntagen, die durch die kontinuierliche Arbeitsweise abgelöst werden sollen, sind seit Jahrzehnten gang und gäbe und sind gesetzlich nicht verboten. Schließlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Einführung der kontinuierlichen Arbeitsweise für verschiedene Produktionsprozesse die Möglichkeit zu einer erheblichen Arbeitszeitverkürzung gegeben hat, zu einer Arbeitszeitverkürzung, die dem schwerarbeitenden Menschen erst die Möglichkeit zu echter Besinnung auf die Bedeutung unseres Sonntags gibt...“

Wie man

bessere

Geschäftsbriefe

schreibt

Vom Unwesen der Phrase

Die Phrase ist geistlos — ist den Geist los, ist unpersönliche, totgeborene Sprache, Sprache ohne Zeugung, ohne Lust, ohne Schmerz — ohne Leben. Den Sprachempfindsamen stört schon die vereinzelt auftretende Phrase; aber auch eine Zusammenfassung noch so „brillanter“ Phrasen ergibt noch keinen wirksamen Brief.

Deshalb fort mit allen Wörtern, die ihres Inhaltes entleert sind!

Auch Wörter haben ihr Wachstum und ihre Hoch-Zeit. „Kein Wort steht still“ — Goethe sagte es —, „sondern es rückt durch den Gebrauch von seinem anfänglichen Platz eher hinab als hinauf, eher ins Schlechtere als ins Bessere, ins Engere als ins Weitere, und an der Wandelbarkeit des Wortes läßt sich die Wandelbarkeit der Begriffe erkennen.“

Über Wortleichen, Gedankenlosigkeit und Unaufrichtigkeit müssen wir wieder hinauf finden zur Lebendigkeit der Aussage, zum Sprechstil, zum Schreiben im Geist der Unterredung von Mensch zu Mensch.

Die Empfänger Ihrer Briefe werden es dankbar empfinden, wenn sie nicht mehr unter Phrasen-Drahtverhauern mühsam zu den Zentren Ihrer Aussage hindurchkriechen müssen, wenn sie nicht jedesmal zwei Sätze lesen müssen, um wenigstens einen mit Inhalt zu finden.

Einfacher ist es freilich, mit Phrasen zu arbeiten: Es gibt „Korrespondenten“, deren Wortschatz aus 200 Wörtern besteht (geschätzt, 1. Qualität, prompt, preiswert usw.), deren Sprachschatz 20 Phrasen umfaßt (Unter Bezugnahme auf ..., mit der Bitte um Kenntnisnahme ..., in der Anlage überreichen wir Ihnen ..., ... und zeichnen ... usw.), deren Höflichkeit vier Abkürzungen kennt: gefl., verbindl., gesch. und frdl. Ihr Sprechen und Schreiben nivelliert im Laufe der Jahre ihr Denken, und zwar so sehr, daß sie (weil sie schlechter denken) gar nicht mehr merken, wie schlecht sie sprechen und schreiben. Und ihr Denken beschränkt dann wieder ihr Sprechen — und Schreiben. Die Wechselwirkung zwischen Sprechen und Denken bedeutet Wachstum und Reife — oder Ruin — für beide Disziplinen.

Muster ohne (jeden) Wert

Den Inhalt Ihres Schreibens vom 28. 10. haben wir bestens zur Kenntnis genommen und teilen Ihnen hierzu folgendes mit:

Das Überflüssige, Platte, die stereotype Wiederholung machen den Satz zur Phrase.

Inzwischen empfehlen wir uns Ihnen und hoffen, Ihnen hiermit gedient zu haben ...

Mit dem Empfehlen? Warum nicht? Bei einem so schlechten Deutsch!

In höflicher Erledigung Ihrer Karte teilen wir Ihnen mit ...

Der Karte dürfte es gleichgültig sein, ob sie höflich oder unhöflich „erledigt“ wird ...

Ihrer Rückantwort mit großem Interesse entgegensehend, zeichnen wir ...

Rückantwort ist schon schlecht genug — und „entgegensehend“: Hat man sonst nichts mehr zu tun? Und: Wen spricht diese Phrase an?

Wir gelangten in den Besitz Ihres Schreibens vom 7. 1. 58 und entnehmen Ihren Ausführungen, daß es sich bei der vorgenannten Beanstandung zunächst ...

Doch nicht etwa auf unrechtmäßige Weise?!

Wir hoffen, Ihnen mit unseren Ausführungen gedient zu haben, und wünschen Ihnen für die Zukunft ...

WIR hoffen ... Ja, wenn die Hoffnung nicht wär'!

Wir bitten um baldgefl. Abgabe einer entsprechenden Offerte ...

Ist es Ihnen — ist es uns — ist etwa die Abgabe „baldgefl.“?

In der Erwartung, keine Fehlbitte getan zu haben, halte ich mich für Ihren weiteren Bedarf empfohlen ...

Das nächste: „In der Hoffnung, nicht fehlgebeten zu haben ...“ Tut man eine Bitte? Man bittet! Bittet man fehl? Höchstens: umsonst. Unser Bedarf (für den sich dieser Briefschreiber empfiehlt) ist gedeckt!

Originalbrief:

Wir bedauern sehr, aus Ihrem Schreiben vom 26. 3. erneut entnehmen zu müssen, daß die von uns an Sie abgefertigte Sendung durch den von uns mit dem Versand beauftragten Spediteur Ihnen zugeführt wurde, trotzdem von uns auf dem Frachtbrief der Vermerk angebracht wurde „bahnlagernd“. Sie werden bei Prüfung des Frachtbriefes selbst feststellen, daß diese Angabe von uns gemacht wurde und der Fehler ausschließlich auf seiten des Spediteurs liegt. Selbst-

verständlich haben wir dieserhalb sofort bei demselben reklamiert und mit Nachdruck gebeten, daß in Zukunft solche Fehler ausgeschaltet werden, um von seiten unserer Kundschaft keine Unannehmlichkeiten zu haben.

Sollte bei einer nächsten Sendung wieder dieser Übelstand auftreten, so bitten wir Sie freundlichst um postwendende Benachrichtigung. Wir werden dann, wie früher, die Sendungen an Sie mit normaler Stückgutfracht zum Versand bringen.

Hochachtungsvoll

Unser Verbesserungsvorschlag:

Sehr geehrte Herren,
da haben wir nun auf den Frachtbrief gut leserlich und rot unterstrichen „bahn-lagernd“ geschrieben. Trotzdem hat der Spediteur die Kisten wieder bei Ihnen abgeliefert! Er hat uns nun versprochen, bei Sendungen an Sie besonders gewissenhaft zu arbeiten, und unser Versand wird die Frachtbriefe künftig noch auffälliger markieren. Bitte, entschuldigen Sie die Panne. Sie wird sich nicht wiederholen.

Mit freundlichen Grüßen

Vergleichen Sie diese beiden Briefbeispiele miteinander: Das zweite Schreiben ist nur halb so lang wie das erste, und doch steht alles Wesentliche darin, was im ersten mit linkischen Ansätzen, Phrasen und schlechtem Deutsch eher vernebelt als zur Geltung gebracht wird. Der zweite Brief macht Eindruck und findet schnelle Bereitschaft: Er kostet — dank seiner Klarheit und Kürze — den Leser nur wenig Zeit. Das allein ist schon eine Empfehlung. Denn Zeit ist kostbarer als Geld: Sie ist unwiederbringlich. Vor allem aber sparen Sie Zeit! Und Ihre Stenotypistin tippt zwei zweite Briefe in der Zeit, die sie für einen ersten braucht. Das kommt zu allem nämlich noch dazu — und nicht zuletzt:

Die Phrase (so „billig“ sie ist) kommt allen Beteiligten teuer zu stehen!

Rechnen Sie sich doch einmal aus, wieviel Zeit (und Geld) Ihnen verlorengeht, wenn Sie 40 Briefe am Tag lesen müssen, die zu einem Drittel aus Phrasen bestehen...

Wenn in einer Firma arbeitstäglich 100 Briefe geschrieben werden und an jedem Brief durchschnittlich nur für 40 Pfennig Phrasen gespart werden, kommen im Jahr 12000,— DM zusammen.

(Aus dem Fernlehrgang:

„Wie man bessere Geschäftsbriefe schreibt“ von Dr. Hans Miehle, München)

Zur Aufmunterung!

„Über Leichen“

vorwärts!

Du schreibst, mein Freund —

ist es so schwer, zu schreiben?

Du schreibst, mein Freund —

und schreibst verdammt viel Mist!

Es stinkt zum Himmel, wie wir's schriftlich treiben

(der deshalb auch sooft verärgert ist).

In deinen Briefen so dich auszudrücken,

daß jeder, der sie liest, dich gleich versteht,

ist das so schwer? — Was borgt sich einer Krücken,

wenn er auf zwei gesunden Beinen geht?

Du pinseilst deine Meinung nach Schablonen,

die jeder überhat und keiner glaubt.

Man wird dir's aus der Mottenkiste lohnen

mit „Rück“-Antworten — ebenso verstaubt.

Man denkt nicht nach. Man dreht die alte Leier

von Anno Tobak — und man nennt sich jung.

Von senior Müller erbt es junior Meier.

Spürt ihr denn nicht: Die Platte hat 'nen Sprung?

Man sieht dem Allerwertesten entgegen

und zeichnet diesbezüglich A bis Z.

Man nimmt Bezug und legt sich bei und gegen

und stolz als Unterzeichneter zu Bett.

Etwaig unter eingangs angeführten ... —

Mischst du noch mit in diesem Lügenbrei,

in dem schon viele Tausend vor dir rührten? —

Faß dir ein Herz,

und mach dich endlich frei!

Du schreibst, mein Freund,

du kannst sehr viel erreichen.

Man hört auf den, der klar und deutlich spricht.

Drum schreib auch so.

Hier darfst du über Leichen!

Zeig auch im Brief ein offenes Gesicht!



Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer, ein Schüler Monins, überbrachte die Glückwünsche der Betriebsvertretung

August Monin

Die Älteren kennen ihn alle: August Monin, der am 7. August in voller — man möchte beinahe sagen jugendlicher — Frische seinen 75. Geburtstag feiern konnte. Vertreter der Hütte — besonders Arbeitsdirektor Berndsen und die Betriebsvertretung —, der Gewerkschaften und viele Freunde überbrachten dem verdienten Mann — welches Wort wäre besser für ihn! — herzliche Grüße und Wünsche.

August Monin wurde 1874 in Königsberg geboren. Dort war er auch als Holzarbeiter tätig. Im Jahre 1905 wurde er Mitglied der gewerkschaftlichen und politischen

Organisationen der Arbeiterschaft. Bei den Landtagswahlen 1911 wurde er sozialdemokratischer Wahlmann. Das kostete ihn seine Stellung.

1913 kam er nach Dortmund. In der Holzindustrie des Konsums wurde er als Holzarbeiter beschäftigt. Bei den Berliner „Maikäfern“ machte er den Weltkrieg mit. 1919 kam er aus englischer Gefangenschaft nach Dortmund zurück und wurde Stahlarbeiter auf der Union. Gewerkschaftlich sehr aktiv, wurde er bald Mitglied des Betriebsrates. 1928 wechselte er nach Hoesch über, wo er bei der nächsten Wahl in den

Betriebsrat gewählt wurde. 1933 wurde er aus diesem Ehrenamt entfernt.

Sofort nach dem Zusammenbruch widmete er sich mit ganzer Kraft und hohem Können dem gewerkschaftlichen und innerbetrieblichen Aufbau. Als Mitglied des Betriebsrates leistete er sehr viel für das Werk und seine Belegschaft. Als Mitglied des Aufsichtsrates der Hoesch Werke AG, dem er mehrere Jahre angehörte, galt sein Rat sehr viel.

Alles Gute weiterhin! Und vor allem: Weiterhin beste Gesundheit, lieber August Monin!

Alfred Berndsen



Am 1. September vollendete Arbeitsdirektor Alfred Berndsen sein 65. Lebensjahr. 1894 wurde er in Hörde als Sohn des Schneidermeisters Josef Berndsen geboren. Nach Erlernen eines handwerklichen Berufes nahm er im Jahre 1910 im Walzwerksbetrieb des Hörder „Phönix“ seine Arbeit auf. Im ersten Weltkrieg war er Festungspionier, der nach seinen Worten nur eine Devise kannte — er ist ihr sein Leben lang treu geblieben: „Ein Pionier kennt kein Hindernis!“ Nach mehrmaliger Verwundung kehrte er 1919 in seine Heimat und in den Betrieb zurück. Kurz darauf heiratete er. Frieda, seine Ehefrau, war ihm im Auf und Ab des Lebens ein treuer Lebenskamerad. Mit ihr trat er damals — bereits Mitglied des Freien Metallarbeiterverbandes — in die sozialdemokratische Partei ein, so daß er in diesen Tagen neben seinem Geburtstag seine fast 50jährige Dienstzeit als Metallarbeiter und seine 40jährige Mitgliedschaft in den politischen und gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiterschaft feiern kann und — sein 40jähriges Ehejubiläum.

Als Alfred Berndsen nach 1933 in der Ausübung seiner Arbeit behindert wurde, nahm er für einige Jahre andere Tätigkeiten auf und kehrte später in das Walzwerk zurück. Im Jahre 1945 stellte er sich sofort und mit allen Kräften der gewerkschaftlichen und innerbetrieblichen Arbeit zur Verfügung. Er wurde Mitglied des

Betriebsrates und — nach dem Ausscheiden von Heinrich Sträfer — dessen Nachfolger als Betriebsratsvorsitzender. Am 1. Oktober 1947 wurde er auf Vorschlag der Industriegewerkschaft Metall zum Arbeitsdirektor der „Hüttenwerk Dortmund AG“, der jetzigen Hoesch-Westfalenhütte AG, gewählt.

Es ist unmöglich, die vielen und großen Verdienste, die Alfred Berndsen sich um den Auf- und Ausbau unserer Hütte, um ihre vorbildlichen sozialen Einrichtungen, um das Wohl aller Mitarbeiter erworben hat, auch nur anzudeuten. Der beste Beweis des Anerkennnisses und der persönlichen und sachlichen Wertschätzung, die Alfred Berndsen in der Belegschaft genießt, ist es, daß nicht nur der Betriebsrat, sondern daß auch die Vertrauensleute und daß die Belegschaftsversammlung jeweils einstimmig beschlossen, ihn zu bitten, über das 65. Lebensjahr hinaus im Werk und an seiner Arbeit zu bleiben. Auf diese Anerkennung, auf diesen Vertrauensbeweis, kann Alfred Berndsen stolz sein.

Wenn er nun bald seine erfolgreiche Tätigkeit als Arbeitsdirektor niederlegt, begleiten ihn unsere besten Wünsche: Viele Jahre noch in guter Geruhsamkeit und vor allem in voller Gesundheit!

An Berndsens Haus hängt ein kennzeichnender Spruch: „Bliw wie de bist“, bleibe wie du bist! So hat Alfred Berndsen es gehalten. So kennen wir ihn.



Pförtner — Menschenkenner und Diplomat

Das Tonband als Lehrmittel im betriebspsychologischen Unterricht

Von einem guten, harmonischen Beginn der Schicht hängt für das Betriebsklima mehr ab, als man bisher bedenken oder wahrhaben wollte. Der Ton, in dem unser erstes „Guten Morgen“ oder „Mahlzeit“ oder „n Abend“ je nach Schichtanfall beantwortet wird, bestimmt weitgehend unsere Stimmung für diesen Tag oder diese Nacht und strahlt auch auf unsere Mitarbeiter aus.

Wenn wir über den Daumen peilen, daß innerhalb von vierundzwanzig Stunden etwa 15000 Belegschaftsmitglieder grüßend an etwa zweihundert grünuniformierten Pförtnern vorüber an ihre Arbeitsplätze gehen, dann wird — so betrachtet — das freundliche Lächeln, mit dem der Pförtner wiedergrüßt, die höfliche Bereitschaft, mit der er eine rasche Frage beantwortet, zu einem sehr wesentlichen positiven Einfluß auf das Arbeitsklima, auf die Unfalltendenz und letztlich sogar auf die Produktion.

„Menschenführung im Betrieb“

Dieses so wichtige Thema wird, worüber wir bereits berichteten, schon seit fast zwei Jahren in den Räumen unserer Werksaufsicht mit betrieblichen Führungskräften behandelt, und zwar durch unsern Betriebspsychologen, Dipl.-Psych. Esleben. In diesem Sommer ging es vor allem darum, unsere Pförtner und Werkschutzmänner in kleinen Gruppen auf die intensive Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen hinzuweisen. Unsere Pförtner, „Menschenkenner von Beruf“, brauchen nur ein paar fachlich fundierte Hinweise, um ihre Menschenkenntnis zu „speziali-

sieren“. Ein paar Wochen im Tor geben jedem Werkschutzmännchen so viel Erfahrung, daß er die ihm auferlegte Menschenbeobachtung bewußt üben und so erforschen und begreifen kann, warum der und jener ihm querkommt, Schwierigkeiten macht, angetrunken zur Arbeit gehen oder sogar randalieren will.

Tobende Chefs, zornig kreischende Arbeitnehmer,

in dramatischen Auseinandersetzungen auf Tonband serviert, liefern dazu einen akustischen Anschauungsunterricht, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann. Aus spontan einsetzender Kritik entwickelt sich eine ins eigene Arbeitsgebiet hinübergreifende Diskussion, und mit Befriedigung hört man das nächste Beispiel an, das z. B. wenigstens den Chef als einen sachlichen, selbstsicheren, verantwortungsfreudigen, zur Initiative bereiten, ruhigen Menschenkenner und Menschenführer zeigt.

„Habe ich Entschlußfähigkeit und Durchsetzungskraft?“

Diese und ähnliche Fragen wird sich im Laufe der Zeit jeder Werkschutzmännchen stellen, der an einem inhaltsreichen Vormittag gehört und begriffen hat, daß er durchaus nicht als Pförtner „am Prellblock stehenbleiben und sich alles mögliche anhören muß“. Die Kurse werden ja veranstaltet, damit er auf das, was er da zu hören bekommt, die richtige Antwort findet und auf manches, das ihm da vorgesetzt wird, in überlegener, ruhiger Weise reagieren kann.

Ebenso wie er dem Tonband ablauscht, wie man durch falsche Behandlung der Menschen einen Betrieb in Unordnung bringen kann, versteht er aber auch, daß es gerade ihm möglich ist, kraft vertiefter Menschenkenntnis

einen Tropfen Öl ins knirschende Getriebe

zu gießen. Die Situationen, denen ein Werkschutzmännchen ausgesetzt werden kann, sind manchmal „haarig“. Wenn er es fertigbringt, die Antriebe dessen, der sich gegen ihn stellt, zu erkennen, wird seine Verhaltensweise in jedem Falle jeden Grad äußerster Korrektheit erreichen, der die Situation meistert.

Die schwierige Frage, ob man seinen Charakter ändern kann — von Ben Esleben unter dem Gesichtswinkel mit in die Debatte geworfen, daß die wenigsten sozusagen geborene Werkschutzmänner sind —, wird gemeinsam positiv beantwortet. Ja, man kann seinen Charakter ändern! Wenn man aus einem anderen Arbeitsgebiet in den Werkschutz hinüberwechselt, muß man es noch entschiedener tun als in anderen Fällen. Will man Erfolg dabei haben, so muß der ernste Wille, unentwegt an sich selber zu arbeiten, jeden Tag aufs neue eingesetzt werden. Zu der systematisch betriebenen Beobachtung anderer muß eine scharfe Selbstbeobachtung kommen, ein kritisches Wissen darum, daß auch im eigenen Anlitz und am eigenen Körper jede seelische Regung ihren — für andere Menschenkenner deutbaren — Ausdruck findet.

Das müssen Sie wissen:

Rentenansprüche der geschiedenen Frau

Während in der Zeit bis zum 31. Dezember 1956 die Gewährung der Rente an eine frühere Ehefrau insbesondere von ihrem gesetzlichen Unterhaltsanspruch gegenüber dem früheren Ehemann abhängig war, sind durch das Angestelltenversicherungs-Neuregelungsgesetz günstigere Voraussetzungen für den Bezug einer solchen Rente geschaffen worden. Aus der Angestelltenversicherung erhält jetzt die frühere Ehefrau eines Versicherten, deren Ehe geschieden, für nichtig erklärt oder aufgehoben ist, nach dem Tode des Versicherten eine Rente unter der Voraussetzung, daß der Versicherte zur Zeit seines Todes die Wartezeit von 60 Monaten (Versicherungszeiten, Ersatzzeiten) erfüllt, seiner früheren Ehefrau Unterhalt nach den Vorschriften des Ehegesetzes oder aus sonstigen Gründen zu leisten hatte oder ihr im letzten Jahr vor seinem Tode Unterhalt geleistet hat. Allerdings ist die Gewährung einer Rente an die frühere Ehefrau dann ausgeschlossen, wenn der Versicherte vor dem 1. Mai 1942 verstorben ist. Leider haben es viele Frauen

aus Unkenntnis unterlassen,

nach dem Tode ihres früheren Ehemannes einen Rentenanspruch zu stellen. In einem solchen Falle empfiehlt es sich, beim zuständigen Versicherungsamt eine Auskunft einzuholen oder einen Rentenanspruch zu stellen. Im Hinblick darauf, daß die Hinterbliebenenrente an die Stelle des vom Versicherten gewährten Unterhalts treten soll, ist für den Rentenanspruch einer früheren Ehefrau der Anspruch auf Unterhalt oder die tatsächliche Gewährung des Unterhalts entscheidend. Nach § 42 des Angestelltenversicherungsgesetzes hängt der Rentenanspruch davon ab, ob eine der nachstehend genannten Voraussetzungen erfüllt ist:

1. Der Versicherte muß nach den Vorschriften des Ehegesetzes verpflichtet gewesen sein, seiner früheren Ehefrau „zur Zeit seines Todes“ Unterhalt zu leisten. Dies ist im allgemeinen der Fall, wenn die Ehe wegen Alleinschuld oder überwiegender Schuld des Versicherten geschieden worden ist und unter Berücksichtigung der bisherigen Lebensver-

hältnisse der Ehegatten, der etwaigen Einkünfte der Frau aus eigenem Vermögen und aus eigener Erwerbstätigkeit, der Einkünfte und der Vermögensverhältnisse des Versicherten und des für seinen eigenen Unterhalt erforderlichen Betrages ein Unterhaltsanspruch der früheren Ehefrau gegeben war. Konnte die frühere Ehefrau des Versicherten „zur Zeit seines Todes“ durch eine ihr zumutbare Tätigkeit den ihr zustehenden angemessenen Unterhalt in vollem Umfang selbst verdienen, so entfiel die Unterhaltspflicht des Versicherten. Ist

im Scheidungsurteil kein Schuldanspruch

enthalten, so war der Versicherte zur Unterhaltsleistung nur dann verpflichtet, wenn er die Scheidung verlangt hat und die Unterhaltsgewährung mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der geschiedenen Ehegatten und der unterhaltspflichtigen Verwandten der Ehefrau der Billigkeit entsprach. Wie das Bundessozialgericht in seinem Urteil vom 29. Juli 1958 — 1 RA 109/57 — entschieden hat, kommt es darauf an, daß die gesetzliche Unterhaltspflicht des Versicherten „zur Zeit seines Todes“ bestanden hat, nicht aber darauf, daß der Versicherte entsprechend seiner Verpflichtung tatsächlich Unterhalt geleistet hat.

Zwar muß nach dem Wortlaut der gesetzlichen Vorschrift die Unterhaltspflicht des Versicherten „zur Zeit seines Todes“ bestanden haben, zugunsten der früheren Ehefrau wird aber im allgemeinen so verfahren, daß der Rentenanspruch selbst dann noch anerkannt wird, wenn bis zu einem Jahr vor dem Tode des Versicherten die Unterhaltspflicht bestand oder Unterhalt geleistet wurde.

2. Bestand keine Verpflichtung des Versicherten zur Unterhaltsleistung an seine Ehefrau auf Grund des Ehegesetzes, so hat sie einen Rentenanspruch dann, wenn ihr der Versicherte

„aus sonstigen Gründen“

zur Zeit seines Todes Unterhalt zu leisten hatte. Hierunter sind die Fälle zu verstehen, in denen der Versicherte, ohne

gesetzlich dazu verpflichtet zu sein, sich seiner früheren Ehefrau gegenüber durch einen Vertrag oder einen Vergleich zur Zahlung des Unterhalts verpflichtet hatte.

3. War der Versicherte weder gesetzlich noch vertraglich zur Unterhaltsleistung verpflichtet, so hat seine frühere Ehefrau gleichwohl dann einen Rentenanspruch, wenn ihr der Versicherte „im letzten Jahr vor seinem Tode“ Unterhalt geleistet hat. Kurzfristige Unterbrechungen der Unterhaltsgewährung schließen den Rentenanspruch nicht aus. Die tatsächliche Unterhaltsleistung muß von der früheren Ehefrau nachgewiesen werden, zum Beispiel durch Postquittungen oder Bankauszüge.

Hinterläßt der Versicherte eine Witwe und eine frühere Ehefrau

oder mehrere frühere Ehefrauen, so erhalten alle Berechtigten zusammen nur eine volle Witwenrente. Jeder rentenberechtigten Frau steht nur der Rentenanteil zu, der im Verhältnis zu den anderen rentenberechtigten Frauen der Dauer ihrer Ehe mit dem Versicherten entspricht. Beträgt zum Beispiel die Witwenrente 150 DM monatlich und sind eine geschiedene Ehefrau mit zehn Ehejahren und eine Witwe mit fünf Ehejahren vorhanden, so erhält die frühere Ehefrau zwei Drittel von 150 DM, also 100 DM monatlich, die Witwe hat dagegen nur Anspruch auf ein Drittel von 150 DM, also auf 50 DM monatlich.

Während die Witwenrente grundsätzlich mit dem ersten Tag des Monats beginnt, in dem der Versicherte gestorben ist, darf die Rente an die frühere Ehefrau

erst vom Beginn des Antragsmonats an

gewährt werden. Diese Regelung wirkt sich für die geschiedenen Ehefrauen nicht selten sehr nachteilig aus. Hat die geschiedene Ehefrau keine Verbindung mehr zu den Angehörigen ihres früheren Ehemannes, so erhält sie unter Umständen erst nach vielen Monaten Nachricht über den Tod ihres früheren Ehemannes. Erst dann kann sie den Rentenanspruch stellen; dadurch ist für sie aber die Rente für die Zeit vom Sterbemonat bis zu dem Monat, der dem Antragsmonat vorausgeht, verloren.

Einer früheren Ehefrau, die wieder heiratet, steht aus der Angestelltenversicherung das Fünffache des Jahresbetrages der bisher bezogenen Rente als Abfindung zu.

In der Arbeiterrentenversicherung und in der knappschaftlichen Rentenversicherung gelten für die Gewährung der Rente an eine frühere Ehefrau die gleichen Regelungen wie in der Angestelltenversicherung.

Jahresfest



unserer Schwerbeschädigten

Fast 1500 Personen nahmen am Fest unserer Schwerbeschädigten, die mit ihren Frauen und Gästen einige frohe Stunden verbrachten, in der „Kleinen Westfalenhalle“ teil.

Nach der Begrüßung durch den Schwerbeschädigten-Obmann Stang hieß Arbeitsdirektor Berndsen die Anwesenden im Namen von Vorstand und Aufsichtsrat herzlich willkommen. Er betonte, daß das Werk immer bemüht war und auch weiterhin sich darum sorgen werde, den Schwerbeschädigten sowohl hinsichtlich des Arbeitseinsatzes als auch der fürsorglichen Betreuung zur Seite zu stehen. Zur Zeit seien auf der Westfalenhütte 636 anerkannte Schwerbeschädigte, 70 Zivilgeschädigte ohne Gleichstellung, 47 Hirnverletzte, 10 Blinde und 4 Doppelamputierte beschäftigt. In enger Verbindung zwischen Vorstand, Betriebsrat und der Vertretung der Schwerbeschädigten würde alles getan, um das Los der Schwerbeschädigten laufend zu verbessern. Bei dem Hinweis auf das im Bau befindliche neue Gesundheitshaus wies Arbeitsdirektor Berndsen darauf hin, daß auch dort für die Schwerbeschädigten eine weitere helfende Stätte für ihre gesundheitliche Betreuung erstehen würde. Nach einem besonders herzlichen Dank für die opfer-

volle Tätigkeit der Ehefrauen unserer Schwerbeschädigten wünschte er allen noch einige frohe Stunden.

Betriebsratsvorsitzender Pfeiffer überbrachte die Grüße der Betriebsvertretung. Er dankte in herzlichen Worten dem in Kürze ausscheidenden Arbeitsdirektor Berndsen, dessen großes Verständnis und tatkräftige Hilfe immer den Schwerbeschädigten gegolten habe. Für die Betriebsvertretung sei es eine selbstverständliche Pflicht, die Angelegenheiten der Schwerbeschädigten als eine ihrer vornehmsten Aufgaben durchzuführen.

Landesrat Alstede bezeichnete die Hilfe für die Schwerbeschädigten als Hauptaufgabe der Hauptfürsorgestelle Münster. Er dankte für das gute Einvernehmen zwischen Werksleitung und Behörden und sprach den Wunsch aus, daß sie auch in Zukunft in gegenseitigem Vertrauen zum Wohle der Schwerbeschädigten zusammenarbeiten würden.

Anschließend führte Hermann Deist mit weiteren Mitgliedern der Städtischen Bühnen die Festteilnehmer durch das Reich der Oper und Operette. Zum Tanz spielten zwei Kapellen unseres Werksorchesters auf, die die frohe Gemeinschaft bis zur mitternächtlichen Stunde unterhielten.



Über 175 000 DM



Urkunden neben den Geldprämien für besonders gute Verbesserungsvorschläge überreichte Arbeitsdirektor Berndsen (rechts). Unsere Aufnahme zeigt von links: Helmut Latta, Betriebsvertretung; Johannes Hahn, V. A.; Hans Zeppenfeld, EWS; Karl-Heinz Uhlott, EA; Walter Zache, Stahlwerk III; verdeckt Helmut Sommer, Martinwerk I-II

wurden für Verbesserungsvorschläge ausbezahlt

160 Mitarbeiter folgten einer Einladung des Vorstandes in den Festsaal unserer Hütte. Sie hatten sich durch besonders gute Verbesserungsvorschläge um das Werk und seine Belegschaft — denn eine Verbesserung jeglicher Art kommt allen zugute — verdient gemacht.

Über 175 000 DM wurden bisher als Prämien an Mitarbeiter für verwendbare Vorschläge auf Verbesserung im technischen Raum und für solche der Unfallverhütung ausgezahlt. Rechnen wir die „Anerkennungen“ hinzu, so kommen wir auf einen Gesamtbetrag von über 175 000 DM. Das ist eine schöne Summe und — Mitarbeit macht sich eben immer bezahlt!

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen erklärte in seiner Ansprache:

Keiner weiß soviel . . .

In unserer Werkzeitschrift haben wir oft gesagt: „Keiner weiß soviel wie wir alle zusammen“. Kein Wort ist richtiger als das.

Viele von Ihnen sind seit vielen Jahren, vielleicht seit Jahrzehnten in unserer Hütte tätig. Sie kennen sicherlich zum größten Teil das Ausmaß der Zerstörung, die unser Werk vor allem im letzten Kriegsjahr hat erleiden müssen. Sie wissen, daß ab

November 1944 unser Werk restlos stilllag, daß keine Produktionsmöglichkeit mehr bestand. Und Sie wissen, daß wir alle gemeinsam Hand anlegen mußten und angelegt haben, um die Betriebe aufzuräumen, aufzubauen und Produktionsmöglichkeiten zu schaffen. So haben

wir alle gemeinsam

das Werk geschaffen, wie es heute vor uns steht. Im wesentlichen auch aus unserer gemeinsamen Arbeit, aus dem Ertrag unseres Schaffens konnten die hohen Investitionen durchgeführt werden, wie sie die Zukunft unseres Werkes erforderte und erfordern wird.

Wir alle also, jeder einzelne von uns hat harte Arbeit geleistet, hat sich bemüht, das gemeinsame Werk aller, von dem mehr als 14 000 Arbeitsplätze abhängen, vorwärts- und aufwärtszubringen. Dazu gehörte auch, daß man sich unmittelbar am Arbeitsplatz Gedanken darüber machte, was getan werden könne, um eine Maschine, ein Werkzeug zu verbessern, um die Arbeit zu erleichtern, um Arbeitskraft zu schonen, um Unfallgefahren auszumerzen. Und gerade Sie, meine Herren, haben hier

tatkräftig und vorbildlich mitgearbeitet.

Dafür darf ich Ihnen herzlich danken. Sie haben gute Arbeit geleistet, gute Ideen entwickelt. Daß Sie dafür neben dem moralischen Wert, den wir Ihrer Teilnahme am Vorschlagswesen beimessen, auch entsprechende Geldprämien zuerkannt bekommen, ist eine Selbstverständlichkeit. Denn jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Ich brauche Ihnen, die Sie hier vor mir sitzen, weil Sie sich mit Verbesserungsvorschlägen hervorgetan haben, nicht zu sagen — denn Sie wissen es aus Ihrer eigenen Erfahrung —, daß die Bewertung der eingereichten Vorschläge

in jeder Hinsicht objektiv

erfolgt. Dazu bietet einmal die Zusammensetzung des Ausschusses die Gewähr: Er besteht paritätisch aus Ingenieuren und Betriebsratsmitgliedern. Sie sind in ihren Entscheidungen völlig frei und haben gar kein Interesse daran, den einen zu bevorzugen und den anderen zu benachteiligen. Dazu gilt auch folgendes: Ein Arbeitskreis hat in Verbindung mit dem Verein Deutscher Eisenhüttenleute und der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie Bewertungsrichtlinien erarbeitet, die es

ermöglichen, jeden Vorschlag nach Punkten zu bewerten. Die einzelnen Bewertungsmerkmale sind so vielseitig, daß eine gerechte Bewertung möglich ist. Der Ausschuß also führt die Bewertung durch und schlägt dann die Zahlung einer bestimmten Prämie für einen bestimmten Vorschlag dem Vorstand vor. Und ich kann ausdrücklich erklären, daß weder der Vorstand im allgemeinen noch ich als der zuständige Arbeitsdirektor im besonderen jemals einen Vorschlag abgelehnt haben oder geändert wissen wollten. Es schien mir nötig, das hinsichtlich der gerechten Bewertung auch in diesem Kreise zu sagen.

Nun wird oft gemunkelt:

Alles ganz schön und gut! Aber wenn ich nun tatsächlich einen Verbesserungsvorschlag einreiche, dann kriege ich nachher vom Meister oder Betriebschef was auf den Hut. Denn die denken doch, daß in ihrem Betrieb alles in bester Ordnung sei. Und wenn schon Änderungen und Verbesse-



rungen möglich oder notwendig seien, dann müßten sie eben auf ihre Anregung hin erfolgen.

Wenn ein Vorgesetzter, ein Meister oder Betriebschef eine solche Einstellung hätte, dann taugte er nicht, dann wäre er auf seinem Posten fehl am Platze. Aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß jemand eine derart unsinnige Einstellung haben kann. Jeder braucht doch nicht alles zu können, er braucht erst recht nicht alles allein zu können, und jeder Meister und Betriebschef legt doch selbstverständlich den größten Wert darauf, möglichst gute — und zwar nicht nur zuverlässige, sondern auch denkende — Mitarbeiter zu haben. Sonst kann sein Betrieb nicht klappen. Ich bin also davon überzeugt, daß die Meinung: „Die Vorgesetzten sehen es nicht gern, wenn wir Verbesserungsvorschläge ausarbeiten“, einfach unrichtig sein muß.

Das wird auch dadurch bewiesen, daß unser Vorschlagswesen eine



erfreulich gute Entwicklung

genommen hat. So wurden im Jahre 1948 insgesamt 14 Vorschläge prämiert. Im Jahre 1949 waren es bereits 107, im Jahre 1950 109, 1951 77, 1952 113 und im Jahre 1953 101. Dann schaltete sich unsere Werkzeitschrift in erhöhtem Maße ein. Unbestritten erzielte sie ein bedeutendes Anschwellen der Einsendungen und entsprechend auch der Prämierungen: 1954 waren es 331, 1955 389, 1956 324 und 1958 306 Prämierungen. Insgesamt wurden in den Jahren 1948 bis 1958 2159 Vorschläge prämiert, und zwar mit einem Gesamtbetrag von 152999 DM.

Die Beteiligung, gemessen an der Belegschaftszahl, war:

1. Elektrostahlwerk	31,5%
2. Elektrotechn. Abt.	30,7%
3. Maschinenabteilung	24 %
4. Zementfabrik	20 %
5. Hochofen	17,3%
6. Kaltwalzwerk	15,1%
7. Eisenbahn	14,8%
8. Mech. Werkstätten	14,4%
9. Thomaswerk	13,3%
10. Breitbandwalzwerk	12,6%
11. Kaliberwalzwerke	11,9%
12. Versuchsbetriebe	11,6%
13. Bauabteilung	11,1%
14. Phosphatmühle	10,3%

Gehen wir vom

Durchschnitt der Prämienhöhe

aus, so liegt die Energiewirtschaft mit einem Durchschnitt von 500 DM an der





Spitze. Es folgt die Steinfabrik mit 126,70 DM, das Breitbandwalzwerk mit 117,70 DM, das Elektrostahlwerk mit 117,40 DM. Die anderen Betriebe liegen im Durchschnitt zwischen 50 und 100 DM. Interessant ist vielleicht noch, daß von früheren Belegschaftsmitgliedern, also von Rentnern und Pensionären, und auch von Werksfremden 21 Verbesserungsvorschläge eingereicht wurden, von denen acht mit einer Durchschnittsprämie von 78,60 DM anerkannt werden konnten.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß unsere **Werkzeitschrift ein wesentliches Verdienst**

an der Propagierung des Verbesserungswesens zukommt. Sie hat hier eine wirklich gute Arbeit geleistet. Das stelle ich mit besonderer Freude fest.

Heute sind es 160 Mitarbeiter, die wir hierhin einladen dürfen, da sie sich mit besonders guten Verbesserungsvorschlägen hervorgetan haben. Der eine und andere von Ihnen ist schon zum zweiten- und drittenmal hier. Denen danke ich ganz besonders.

Anschließend überreichte Arbeitsdirektor Berndsen den „Spitzenleuten“ mit den höchsten Prämien — einmal für Verbesserungen im technischen Raum, einmal für Verbesserungen bei der Unfallverhütung — Urkunden für hervorragende Tätigkeit.

Dank der Belegschaft

Der stellvertretende Betriebsratsvorsitzende **Helmut Latta** überbrachte die Grüße und Glückwünsche des Betriebsrates und führte u. a. aus:

Als Beauftragter des Gesamtbetriebsrates darf ich hier an dieser Stelle meiner Freude Ausdruck verleihen, daß der Vorstand der

Hoesch-Westfalenhütte AG, vertreten durch Arbeitsdirektor Berndsen, Ihnen, meine sehr verehrten Kollegen, diese Ehrung zuteil werden läßt. Es ist auch ein Verdienst der Mitbestimmung, daß die Kommission für Verbesserungsvorschläge paritätisch besetzt ist, das heißt, daß ihr auch Vertreter des Betriebsrates angehören. Wir als Arbeitnehmer haben hier den Beweis erbracht, daß wir alle mithelfen wollen und daß wir im Zeitalter der Technisierung uns alle große Mühe geben, durch Mitarbeit und Vorschläge unsere Arbeitsbedingungen zu verbessern. Darüber hinaus können wir feststellen, daß sehr viele Verbesserungsvorschläge einen weiteren Fortschritt im Interesse der Unfallverhütung bedeuten. Ich darf Ihnen herzlichst danken für Ihre Mühe, die Produktions- und Arbeitsbedingungen entscheidend zu verbessern. Für Ihre weitere Arbeit im Interesse der Belegschaft unseres Werkes wünsche ich Ihnen noch recht viel Erfolg.

Gute Erfolge im Arbeitsschutz

Betriebschef **Franz Wierzba**, Leiter unseres Werkschutzes, der sich erheblich um die Unfallverhütung sorgt, gab einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Arbeitsschutzes auf unserem Hüttenwerk seit Kriegsende. Er erklärte u. a.:

Es dauerte lange, bis Ordnung geschaffen war und die Produktion aufgenommen werden konnte. Aber auch alle mit dem Arbeitsschutz Beauftragten hatten viel Arbeit. Vorbedingung für eine ersprießliche Arbeit war, daß unser Vorstand Verständnis für unsere Arbeit hatte und uns unterstützte. Wir hatten Glück: Unser Vorstand machte nicht nur mit, sondern war weitgehend die treibende Kraft. Ganz beson-

ders eng mußten wir uns an Sie, Herr Berndsen, anschließen als das für den Arbeitsschutz besonders verantwortliche Vorstandsmitglied. Wir konnten stets mit unseren Sorgen und Nöten zu Ihnen kommen. Sie hatten

immer ein offenes Ohr

für uns. Viele gute Ratschläge und Anregungen und so manche bestens durchdachte Weisung haben Sie uns gegeben. Wenn wir gute Erfolge im Arbeitsschutz aufweisen können, so sind diese weitgehend Ihnen zu verdanken.

Das Vordringliche unserer Arbeit war — entsprechend den gegebenen Verhältnissen — die Beseitigung der technischen Mängel und Fehler. Zunächst wurde auf alte, bewährte Maßnahmen der Vorkriegszeit zurückgegriffen. Aber immer wieder mußten Überlegungen angestellt werden, um dem Arbeitsschutz neue Impulse zu geben. Schon im Jahre 1950 konnten wir nachweisen, daß nur noch etwa 10% der Unfälle auf technische Mängel zurückzuführen waren. Bemerkt sei, daß

auch die einzelnen Betriebe alles getan

haben, um Unfälle zu vermeiden. Die Zahl der Mitarbeiter der Arbeitsschutzstelle wurde auf 3 Sicherheitsingenieure und 3 Meister erhöht. 46 geeignete Ingenieure wurden zu Betriebssicherheitsingenieuren ernannt und mußten sich neben ihren Aufgaben in der Produktion mit dem Arbeitsschutz befassen. Alle großen Betriebe bekamen zusätzlich noch einen hauptamtlichen Arbeitsschutzverantwortlichen, der nur dem jeweiligen Chef verantwortlich ist und nach dessen Weisungen arbeitet. Von der Arbeitsschutzstelle werden genaue Betriebsuntersuchungen und statistische Erhebungen durchgeführt, die jedem Betrieb der Hütte Aufschluß über das Unfallgeschehen und über Mängel und Gefahrenstellen geben.

Bauprojekte werden von der Planung bis zur Fertigstellung gemeinsam mit der Neubauabteilung auf Unfallsicherheit geprüft. Ständig werden auch die Arbeitsschutzartikel, die der Belegschaft zur Verfügung gestellt werden und die den Mann vor Gefahren schützen sollen, überprüft, verbessert und vervollständigt.

Die Hauptunfallursache ist jedoch **menschliches Versagen**.



Aus diesem Grunde haben wir in den letzten Jahren das Schwergewicht unserer Arbeit auf die psychologische Beeinflussung der Belegschaft gelegt. Zur Unterstützung steht uns hierfür ein Dipl.-Psychologe zur Verfügung, der uns auch in allen einschlägigen Fragen berät. In der Unfallverhütungspropaganda sind wir völlig davon abgekommen, wie das früher üblich war, Unfallverhütungsplakate, die die Opfer verkrampft, blutüberströmt und mit verzerrtem Gesicht darstellten, oder auch Fehlhandlungen, die einen Unfall verursachen können, auszuhängen. Wir bringen also das „Negative“ nicht mehr. Es entspricht nämlich der psychologischen und pädagogischen Erfahrung, daß

das schlechte Beispiel meist zugkräftiger

wirkt als das gute. Da aber bei jeder Propaganda — also auch bei der Verwendung derartiger Unfallverhütungsplakate — erst die Dauerverwendung einen Erfolg verspricht, so wird letzten Endes die Wirkung derartiger, das „Negative“ darstellende Plakate sein:

1. bei den meisten eine Abstumpfung dem Gefährlichen gegenüber.
2. Das geheimnisvoll Erregende des Todes zwingt leicht, vor allem, wenn es nicht ganz überzeugend dargeboten wird, zu einer Umbiegung und Abwertung ins „Ungefährliche“.
3. Als Wirkung werden nicht selten Angst und Unsicherheit erzeugt, die eine Unfallbereitschaft nur fördern können. Der Krieg hat bewiesen, daß der tägliche Umgang mit Verletzten und Toten die meisten Menschen nicht empfindlicher und vorsichtiger macht. Das zuerst Erschreckende verliert auf die Dauer seinen beunruhigenden Charakter. Gleichgültigkeit und Abstumpfung treten als seelischer Selbstschutz auf. Der tägliche Umgang mit der Gefahr muß daher die Menschen gleichgültig machen. Es gibt auch, das weiß jeder aus Erfahrung, eine Gruppe von Menschen, bei denen jede Warnung zuerst mal lockt, das Verbotene zu versuchen. Aus Übermut, aber auch aus Trotz werden die wirklichen Gefahren bagatellisiert. Eine andere Gruppe von

Menschen reagiert umgekehrt. Sie werden dann meist das Opfer ihrer eigenen Vorsicht.

Wenn man also propagandistische

Unfallverhütungsmaßnahmen

psychologisch richtig gestalten will, muß man zu solchen Maßnahmen greifen, die geeignet sind, die Belegschaft positiv zu beeinflussen, ihre Gefühlseinstellung zu ändern, indem ihnen Wertvolles als Ziel vorgestellt und zugänglich gemacht wird. Aus dieser Erkenntnis haben wir bei uns die Unfallverhütungspropaganda nach folgenden Gesichtspunkten ausgerichtet:

1. Das gute Beispiel erzielt allein auf die Dauer den gewünschten Erfolg.
2. Es ist bei jeder Propaganda weniger ratsam, sich an den Verstand zu wenden.

Man wird besser das Gefühl ansprechen.

3. Wie wir sagten, erziehen Angst, Schrecken, Furcht, Ekel usw. nicht auf die Dauer zur Vorsicht. Allein das Anrufen positiver Empfindungen führt zu der Gewißheit pädagogischer Wirkung. Z. B. das Ansprechen männlich-ritterlicher oder väterlich-beschützender, helfend-pflegerischer oder gemeinschaftsfördernder Gefühle.

Wir hoffen, daß wir auch weiterhin durch solche

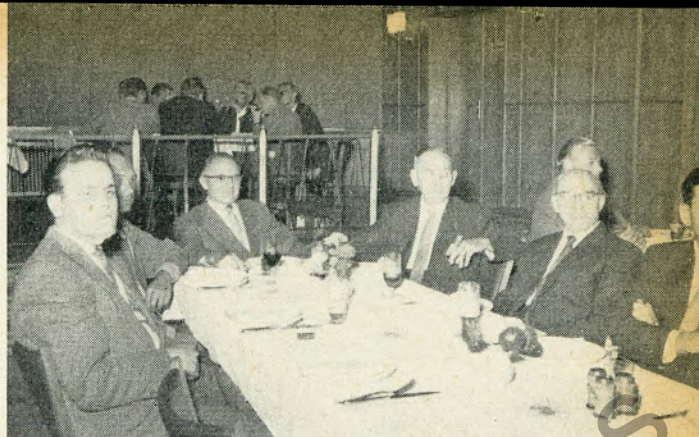
positive Beeinflussung

unserer Mitarbeiter und Kollegen von ihrem Selbstwert überzeugen können, denn der von seinem Selbstwert überzeugte Mitarbeiter wird mit einer ganz anderen Einstellung zur Arbeit, zum Betrieb und zum Leben überhaupt von vornherein die erforderliche Vorsicht und Rücksicht walten lassen.

Zum Abschluß noch einige Zahlen, die das Gesagte unterstreichen sollen. Im Jahre 1949 kamen bei uns auf 1000 Beschäftigte 12,6 Unfälle, im Jahre 1958 nur noch 7,38. Das bedeutet eine Abnahme der Unfallhäufigkeit um 41,9%.

Und wo bleibt dein Vorschlag?

Viele Mitarbeiter sind auf unseren Bildern von der kleinen Feierstunde im Festsaal unserer Hütte gezeigt. Bist du dabei, Kollege? Nein? Schade! Du kannst demnächst dabei sein, wenn du willst. Du brauchst nur einen guten Verbesserungsvorschlag einzureichen.





Sie besuchten die Luisenhütte

Unsere Vertrauensleute nahmen an einer für uns Hüttenleute interessanten Besichtigungsfahrt teil. Das Ziel war das älteste Hüttenwerk Deutschlands, die Luisenhütte bei Wöcklum im Sauerland. Daß sich die Fahrt lohnte, wird jeder bestätigen, der dabei war. Außer den landschaftlichen Reizen, die das Sauerland an einem Spätsommertag bietet, lernten unsere Vertrauensleute ein gutes Kapitel Heimatkunde kennen. Hinzu kam ein Stück Geschichte der Hüttenindustrie, dargeboten durch die Luisenhütte, die ein technisches Kulturdenkmal ist. Den Weg der Luisenhütte vom Hüttenwerk zum Kulturdenkmal zeichnete der uns führende Hüttenwart mit Sachkenntnis und launigen Worten.

Es berührt jeden, der aus einem Großbetrieb der Schwerindustrie kommt, eigenartig, wenn er diesem 227 Jahre alten Hüttenwerk gegenübersteht. Fast scheint

es, als mache der Betrieb nur Pause, denn im Prinzip ist die Anlage unserem modernen Hochofenprinzip gleich. Alles ist nur kleiner und ausschließlich auf Menschen- und Wasserkraft eingestellt. Die Luisenhütte ist in einem Gebäude untergebracht, das ungefähr die Ausmaße eines dreistöckigen Doppelwohnhauses hat. Hochofen, Gießerei, Schmiede und Gebläse liegen friedlich unter einem Dach. (Das ist wörtlich zu verstehen: Alles ist überdacht.) Außerhalb des Gebäudes liegen das Erzlager, das Holzkohlenlager und das Schreibhäuschen. Zum Schreibhäuschen — es hat die Größe einer Gartenlaube — könnte man zur heutigen Hauptverwaltung eine Parallele ziehen, denn es diente nur Verwaltungsaufgaben.

Die Entstehung des Hüttenwerkes im Jahre 1732 dürfte auf die sauerländischen Erze zurückzuführen sein. Diese Erze hatten

einen 41prozentigen Fe-Gehalt. Die Gesamtbeschickung bestand damals aus Holzkohle, Kalk und Eisenerz. Damals konnte man 3 bis 4 Wochen nach dem Anblasen mit dem ersten Abstich rechnen. War der Ofen in Betrieb, erfolgte alle 8 bis 10 Stunden ein Abstich mit einer Produktion von 1 bis 1½ Tonnen Roheisen. Wenn man die Ofenhöhe mit 11 Metern, den Ofenschacht mit 2,50 Metern und den Gestelldurchmesser mit einem Meter zugrunde legt, sind die 1½ Tonnen eine erstaunliche Leistung. Das Ofengestell besteht aus Naturstein, den man auf einem 2000 km langen Transportweg aus der Tschechoslowakei holte. Die Rohrleitungen damaliger Zeit bestanden aus Holz, Leder, Blei und Kupfer. Die Jahresproduktion betrug im Jahre 1855 bei einer Belegschaft von 80 bis 100 Mann etwa 200 Tonnen.

Nun, und wie waren die sozialen Bedingungen jener Zeit? In 12stündiger Arbeitszeit verdiente der Platzknecht (heute Platzmeister, also ein Angestellter) bei freier Wohnung täglich 0,75 Mark. Der Arbeiter verdiente bei gleicher Arbeitszeit 1 Mark. Der Belegschaftsraum war die Gießhalle, in die man Tisch und Hocker hineinstellte. Nicht ohne Schmunzeln vernahmen wir, daß die Gewerke (sprich die Unternehmer) für ein gutes Bier sorgen mußten. Mit besonderem Stolz zeigte unser „Bärenführer“ Erzeugnisse damaliger Handwerker, geschmiedete Waagen und Achsen, gegossene Wappen; den tadellos geschmiedeten Achsen entlockte er mit einem Hammer ein Glockengeläut. Die Hütte wurde stillgelegt, weil eine Eisenbahnlinie — die im Jahre 1862 fertiggestellt sein sollte, aber tatsächlich erst 1912 gebaut wurde — dort verlegt werden sollte. Von 1939 bis 1950 wurde sie zum heutigen Kulturdenkmal hergestellt.

Nach der Besichtigung führen unsere Vertrauensleute durch das schöne Sauerland zum Möhnesee. Einige besinnliche Stunden wurden hier verbracht. Blicke nur noch eins: allen beteiligten Stellen, die uns diese Fahrt ermöglichten, zu sagen: Herzlichen Dank für den erlebnisreichen Tag.

Norbert Albersmeier





Unsere Lehrlinge — die Burgherren

So ging es los

Da schreibt uns Jörg-Rainer Cardinal:

Am 3. August 1959 um 7 Uhr morgens versammelten sich alle Kameradschaften der Lehrwerkstatt, um in den langersehnten Urlaub zu fahren. Das Reiseziel des ersten Lehrjahres war die Jugendburg Freusburg im Siegerland.

Wir rückten um 7.30 Uhr aus, um mit 135 Lehrlingen die Burg zu „stürmen“. Wir waren in drei Bussen untergebracht. Unser Gepäck wurde mit einem Lastwagen zur Burg hinaufgefahren. Daher hatten wir eine Menge Platz in den Autobussen. Die Stimmung war ausgezeichnet. Es wurde gesungen, gescherzt und gelacht. Um 12 Uhr war es dann soweit. Da die Busse nicht bis zur Burg hinauffahren konnten, mußten wir zu Fuß den Angriff auf die Burg starten. Dabei bekamen wir gleichzeitig einen Vorgeschmack für das Bergsteigen.

Nach der Ankunft wurden wir in unsere Quartiere eingewiesen. Um 13 Uhr nahmen wir das erste Mittagessen auf der Freusburg ein. Wir wurden mit der Tischordnung bekannt gemacht, das heißt, wir mußten vor Beginn eine kleine Pause machen. Damit wurde uns Gelegenheit gegeben, ein Tischgebet zu sprechen. Nach Beendigung der Mahlzeit sangen wir dann ein Lied. Um die Herbergsealtern zu entlasten, wurde jeweils eine Gruppe dazu bestimmt,

Küchendienst

zu machen. Die betroffene Gruppe mußte den Tisch decken und später abräumen und spülen. Gegen Abend konnten wir nach Lust und Laune singen und musizieren.

Es wurden Tage angesetzt, an denen wir mit den Ausbildern wandern konnten und dadurch die nähere Umgebung kennenlernten. Wir nahmen uns auch ab und zu einen älteren Herrn, der mit uns wanderte und uns viele Altertümer zeigte, die noch aus der Germanenzeit herstammten.

So sahen wir auf einer Wanderung zum Gibelwald alte Erzstollen und Brandstellen, wo früher schon Eisen gewonnen wurde.

Wir besichtigten sogar eine Silbermine. Zwar war diese von den Engländern zugekippt worden, aber man konnte am umherliegenden Gestein erkennen, daß hier eine Silbermine gewesen sein muß.

Wenn es regnete, sahen wir Filme. Eines Abends hatte man eine große Überraschung für uns bereit:

Der frühere Herbergsvater der Burg besuchte uns.

Er brachte eine Reihe Lichtbilder mit und hielt dazu einen Vortrag.

Er sprach über die Entstehung des Siegerlandes, seine Bodenbeschaffenheit, seine Altertümer und nicht zuletzt auch über seine Bodenschätze. Daß der Vortrag von uns

Lied und Lautenklang

Jetzt war ihre große Zeit wieder da: Anfang August fuhren unsere Lehrlinge in ihren Jahresurlaub. „Unsere Lehrlinge“ ist schon zuviel gesagt, denn sehr viele von ihnen, die älteren Jungs, waren in und mit Jugendgruppen der Gewerkschaft und anderen Organisationen schon auf großer Fahrt gewesen. Immerhin aber fuhren 135 Lehrlinge des 1. Ausbildungsjahres zur Jugendburg Freusburg und 26 Lehrlinge des 2. und 3. Ausbildungsjahres zur Burg Bilstein. 55 Lehrlinge fuhren zu den Jugendherbergen Oberhundem und Liffeld. Sind das auch keine Burgen, so sind es doch zünftige Heime, und so kann man sich auch dort wie „Burggrafen“ benehmen — nicht so hochgestochen, aber so frei. Und frei und zünftig war es überall. Davon zeugen folgende Schreiben.

mit Spannung und Interesse aufgenommen wurde, brauche ich wohl gar nicht mehr zu erwähnen. Wir veranstalteten auch für den Herbergsvater und für das Dienstpersonal einen bunten Abend, der von den Lehrlingen aus gegeben wurde und nur der Aufsicht der Ausbilder bedurfte. Für uns Jungen war der Höhepunkt unseres Aufenthaltes ein **nächtliches Lagerfeuer**, bei dem der Herbergsvater uns im Schein der Flammen die Geschichte der Freusburg erzählte. So erfuhren wir auch von manchem „Schloßgespenst“ und wer es war; wir erfuhren, daß es heute noch Geheimgänge in der Burg gibt. Man zeigte uns sogar Stellen, wo zum Beispiel die Schweden im Dreißigjährigen Krieg gehaust haben. Aus einer Erzählung erfuhren wir, daß man sogar einmal zwei Jahre gebraucht hat, um die Burg einzunehmen, doch sie hätte auch noch mehr Widerstand geleistet, wenn die Burgbesatzung noch etwas zu essen gehabt hätte. Aber auch die Sorgen der Gemeinde blieben uns nicht verschwiegen. Man erzählte uns, wie und unter welchen Umständen die Leute hier leben und ihr tägliches Brot verdienen. Weil hierzulande die Kohlen sehr teuer sind, kann man sie sich nur in kleinen Mengen kaufen. Das Hauptbrennmaterial ist das Holz. Die Leute bekommen von der Verwaltung einen sogenannten Hauberg, wo sie sich dann ihr Brennmaterial haben können. Der Tag unserer Abreise rückte immer näher, und wir waren traurig darüber, daß 14 Tage so schnell vergangen sind, aber jeder war sich darüber im klaren, daß ohne das Zutun des Werkés die Ferien nicht so schön geworden wären. Es waren so richtige „Ferien vom Ich“. Jeder hegt den Wunsch, noch einmal hinzufahren, nur weil es ihm so gut gefallen hat. Und in der Werkstatt hört man die Lehrlinge sagen: „Weißt du noch damals auf der Freusburg . . .?“



Verdiente Rast

Waldlauf



Und so tiefe Wälder!

Peter Horner schreibt uns über den Verlauf der Ferientage in Bilstein:

Es war am 3. August dieses Jahres, als wir uns um 7 Uhr vor der Lehrwerkstatt der Hoesch-Westfalenhütte AG versammelten. Um 7.30 Uhr fuhren wir, 25 Lehrlinge und 4 Aufsichtspersonen, unserem Ziel, der Jugendherberge Bilstein, entgegen. Um 10 Uhr wurde in Sanssouci, einem kleinen, verträumten Ort in der Nähe der Sorpetalsperre, eine Pause eingelegt. Nach etwa 20 Minuten Pause setzte sich der Autobus wieder in Bewegung, um uns um 12 Uhr unterhalb der Burg Bilstein wieder abzusetzen. Wir hatten nun unser Urlaubsziel erreicht. Die Koffer wurden ausgepackt und in die Jugendherberge getragen. Auf der Burg, die als Jugendherberge umgebaut war, empfingen uns schon andere Herbergsgäste. Wir lebten uns schnell ein und freuten uns schon auf den nächsten Morgen. Auf das Frühstück waren wir alle sehr neugierig, ob es auch so gut schmeckt wie bei Müttern, aber wir kamen auf unsere Kosten. Anschließend wurde die Gegend erforscht. Wir waren von der Schönheit des Landstriches berauscht, denn wo sehen wir Großstadtkinder schon soviel Wald auf einmal! So ging Tag für Tag im harmonischen Einklang, teils durch Wanderungen, teils durch Spiele, zu Ende. Als nun der letzte Tag anbrach und wir zur Abfahrt bereit waren, flogen noch einmal die Erinnerungen der letzten 14 Tage an unserem Auge vorbei. Wir stiegen in den Autobus und fuhren um 9 Uhr von Bilstein ab. Nach Dortmund ging es mit frohen Liedern. Als wir um 11.45 Uhr in Dortmund ankamen, dachten noch alle an die schönen Tage zurück, die wir in unserem Urlaub verlebt hatten.

Die Tage in Littfeld

Hierüber schreibt uns Dieter Reinhart:

In diesem Jahr starteten wieder einige Lager der Westfalenhütte, darunter auch Littfeld. Wir waren eine Gruppe mit etwa 25 Jungen unter Leitung unserer beiden Ausbilder.

Wir erlebten dort ein paar schöne Urlaubstage, die wir bestimmt nicht so leicht vergessen werden. Mit dem Wetter hatten wir auch einigermaßen Glück: Die ersten Tage waren noch trübe, aber dann meinte Petrus es doch noch gut mit uns.

Unser Tagesplan war meistens der gleiche:

Bei schönem Wetter machten wir morgens immer Wanderungen durch die Wälder, bei denen wir auch viel Wild zu sehen bekamen, zum Beispiel Rehe, Hirsche und Eichhörnchen.

Nach dem Mittag hatten wir kurze Mittagsruhe, und dann ging es los zum Sportplatz und ins Schwimmbad.

Wenn das Abendessen vorbei war, konnten wir uns noch vielseitig beschäftigen. Manche spielten Tischtennis oder lasen.

Einige setzten sich nach draußen und sangen unter Begleitung einiger Hausinstrumente.

Ein schönes Erlebnis war auch für uns die Wanderung zum Kindelsberg und die Besichtigung des Kupferbergwerkes, das ganz in der Nähe unserer Jugendherberge lag.

Der Leiter des Bergwerkes erklärte und zeigte uns den Werdegang des Kupfers. Das war sehr interessant für uns.

Den Herbergseltern können wir auch nur danken, daß sie immer gutes Essen gekocht haben und immer freundlich zu uns gewesen sind.

Es war wirklich ein schöner Urlaub, und wir haben uns auch gut erholt.



Hart ist der Kampf

Wenn Engel reisen . . .

Dieter Derdack schreibt:

Die Jugendherberge in Oberhundem wurde in diesem Jahr zum ersten Male von 27 Lehrlingen unserer Lehrwerkstatt und den Ausbildern Schulte, Wölm und Kleimeier, die die Aufsicht über uns führten, als Ferienlager der Lehrwerkstatt besucht. Die Jugendherberge, mit den modernsten Einrichtungen versehen, wurde erst im Frühjahr 1959 eröffnet. Sie ist mit 170 Betten eine der größten Herbergen des Landesverbandes.

Außerdem liegt sie im größten zusammenhängenden Waldgebiet der Bundesrepublik.

Am 3. August gegen 11 Uhr fuhr unser Bus auf dem Herbergshof ein.

Unsere Stimmung war nicht gerade nach Urlaubsstimmung, denn das Wetter, das wir erhofft hatten, hatte uns im Stich gelassen.

Aber es änderte sich gleich am nächsten Tag. („Ja, wenn Engel auf Reisen sind.“) Nach den Begrüßungsworten des Herbergsvaters begann unser Urlaub in Oberhundem.

Nachdem wir auf unsere Zimmer verteilt wurden (es waren 2 Zimmer mit 8 Betten und 1 Zimmer mit 12 Betten), durften wir unsere Künste im „Bettenmachen“ zeigen.

Sogleich begann die erste Schlacht unter uns:

Wer schlief nun in welchem Bett? Ich bezog das Bett, das im großen Zimmer nach der Schlacht übrigblieb.

Aber in den folgenden Nächten stellte sich heraus, daß es am sichersten vor den nächtlichen Angriffen stand, denn es konnte nur von einer Seite erobert werden.

Der zweite Tag und die zweite Nacht verliefen ruhig.

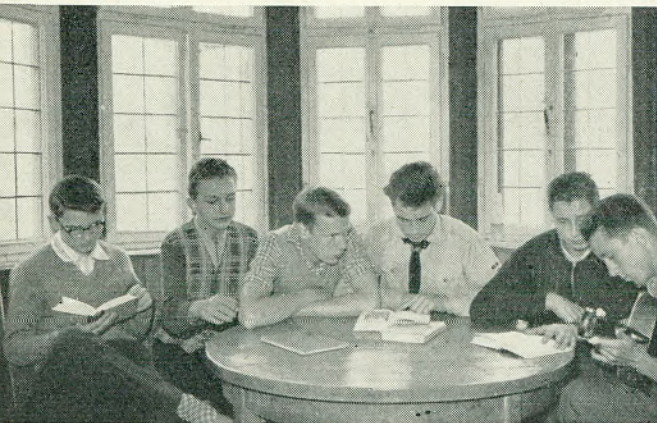
Wir wurden um 6.30 Uhr von den Herbergseltern geweckt, und zwar durch ein

Morgenlied auf der Blockflöte.

Nach dem Frühstück um 7.30 Uhr wanderten wir zu dem in der Nähe liegenden Rhein-Weser-Turm. Auf dem Rückweg hatten wir uns dann verlaufen. Und so zogen wir, es waren inzwischen nur noch 11 übriggeblieben, in die Richtung, in der wir die Jugendherberge vermuteten, quer durch den Wald. Nach etwa einer Stunde Waldmarsch versperrte uns ein Schlammsee den Weg. Durch den Schlamm waten wollten wir nicht,

. . . denn wir wandern





Beim Zupfgeigenhansl



Antreten zum harten Endkampf

und so mußten wir an der Seite über einen 1,50 m hohen, aufgeschütteten Schlammberg steigen.

Hier war das Wasser schon wieder zum größten Teil verdunstet. Sieben hatten das Hindernis schon überquert, als achter versuchte dann Ausbilder Schulte sein Glück. Bis zur Mitte war er schon vorgekommen, als plötzlich der Boden unter seinen Füßen nachgab. Schimpfend versuchte er, sie wieder herauszuziehen.

Zu seinem Pech versackte der linke Fuß nun auch.

Nun stand er glücklich bis zu den Knöcheln im Schlamm.

„Komm, Schlieper, zieh mich hier wieder 'raus!“

rief er dem Schlieper zu, der hinter ihm stand.

„Ich kann nicht, Herr Schulte, ich muß mich erst auslachen!“

rief der lachend zurück. Alle mußten wir lachen,

und selbst Ausbilder Schulte konnte nicht mehr ernst bleiben.

Nach einer guten Viertelstunde hatten dann alle das Hindernis überwunden. Abgekämpft und mit dreckigen Schuhen haben wir dann zum Mittagessen die Jugendherberge wieder erreicht.

Abends, als wir ins Bett mußten, begann

der erste nächtliche Kampf.

Decken, Handtücher und Turnschuhe flogen durch das Zimmer.

Hier schrie einer „Au!“, dort einer „Hilfe!“.

Plötzlich ging die Tür auf, und der Herbergsvater stand im Rahmen.

Als Belohnung für unseren Krach durften wir für die restlichen Stunden im Fahrradkeller schlafen.

An den folgenden Tagen wanderten wir zwischen Frühstück und Mittagessen — oder wir führten einige Geländespiele durch.

Den Nachmittag konnte dann jeder nach seinem Geschmack gestalten.

Nach dem Abendessen gingen wir dann meistens ins Dorf,

um unseren Durst zu löschen. So vergingen die Tage bis zu unserer Abfahrt leider viel, viel zu schnell.

Die letzte Nacht brachte einige Überraschungen für uns.

Nachmittags hatten zwei von uns heimlich das Bett von Ausbilder Wölm auseinandergenommen. Abends herrschte Totenstille.

Jeder wartete gespannt, daß Ausbilder Wölm ins Bett stieg.

Ein paarmal ging Ausbilder Wölm zu seinem Bett. Jetzt mußte es geschehen. Aber nicht! Er ging nochmal zurück, um

etwas zu erledigen. Dann war es soweit. Wie jeden Abend

setzte er sich auch heute abend wieder aufs Bett, um seine Schuhe auszuziehen. Aber schon

rutschte er durchs Bett

und saß auf dem Boden. Kichernd sprangen wir in unsere Betten und freuten uns über den gelungenen Streich. Aber das Lachen verging uns sehr schnell wieder. Schnaubend lief Ausbilder Wölm

durch die Zimmer: „Wer war das? Melden sich diejenigen!“

Aber alles blieb ruhig. „Ich gebe euch noch 5 Minuten Zeit!“

Nichts geschah. „Alles anziehen!“ So schnell waren wir noch nie

angezogen. Geschlossen mußten wir unser Quartier wechseln.

Aber nicht zum Fahrradkeller, sondern in den Installationskeller.

Hier war es ziemlich unbequem. Keinen Fußboden, die Decke war nur 1,50 m hoch und überall waren Rohre. Die Luft war erst recht unangenehm. Licht gab es hier auch nicht. Aber Fenster waren da.

Gegen 1 Uhr, als in der Herberge alles schlief, kletterte einer nach dem anderen aus dem Fenster. Aber was nun?

Inzwischen hatte es zu regnen begonnen. Einige kletterten wieder zurück, einige sind mit Hilfe einer Leiter, die sie gefunden hatten, durch ein offenes Fenster in den Tagesraum gestiegen.

8 blieben noch übrig. Wir 8 gingen unter einer Wolldecke, die uns vor dem immer stärker werdenden Regen schützte, zu einem Strohschober und verbrachten dort die Nacht.

Um 6.30 Uhr war der größte Teil wieder im Keller versammelt, und so ist der Ausflug nicht aufgefallen. Um 9 Uhr, als der Bus kam, war alles wieder in Ordnung. Das Bett war inzwischen wieder zusammengebaut worden, und auch Ausbilder Wölm war wieder ganz der alte.

So bleibt uns das Ferienlager Oberhundem als eine schöne Erinnerung in den nun folgenden Monaten bis zum nächsten Urlaub.



So bläst es sich besser!

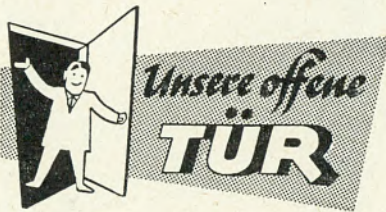
Es war schon seit langem der große Kummer unseres Werkorchesters und des „Männergesangsvereins Westfalen e. V.“ — die dankenswerterweise oft die Besucher unserer Sport- und Erholungsanlagen mit ihren künstlerischen Darbietungen erfreuen —, daß auf dem bisherigen Musikpodium der Klang der Instrumente und Stimmen „zerrissen“ wurde. Nunmehr ist nahe der — vom Sportheim aus gesehen — rechten oberen Kurve der Radrennbahn eine Musikmuschel erbaut, die allen Anforderungen gerecht wird. Bemerkenswert: Die wesentliche Konstruktion wurde in der Lehrwerkstatt und von unseren Lehrlingen ausgeführt.

Am 26. Juli wurde die Konzerimuschel durch ein Konzert unseres Werkorchesters unter der Leitung von Georg Saunus und durch gut ausgereifte Gesänge des „Männergesangsvereins Westfalen e. V.“ unter seinem bewährten Dirigenten Josef Schäfers eingeweiht. Sie wird sicherlich dazu beitragen, die Konzertfreudigkeit zu steigern, um möglichst vielen Besuchern erhöhte Freude zu bringen.





Alte Freunde und Kollegen trafen sich zu einem Gespräch über „das, wie es damals war“ anlässlich eines Besuches des Bezirksbürgermeisters von Berlin-Reinickendorf, Adolf Dünnebacke (bis 1930 Betriebsratsvorsitzender von Hoesch, dann Vorstandsmitglied des Freien Metallarbeiterverbandes). Von links: Fritz Ruttorf (Dreherei), Heinrich Wittenberg (Pensionär), Adolf Dünnebacke, Johannes Hoischen, der 78jährige Jakob Pfeil (bis 1933 Betriebsratsmitglied) und Erich Pellmann (Dreherei)



In den letzten vier Wochen besuchten uns:

50 Jugendliche durch das Jugendamt Dortmund, 25 Personen der Volkshochschule Marburg, 25 Personen aus Nürnberg, 35 Deutsche und Amerikaner durch die Stadt Dortmund, 40 Franzosen, 65 Stenographen aus Berlin, 20 Angestellte von Hoesch Eisenhandel, 30 Studenten aus Paris, 40 Personen der deutsch-britischen Austauschgruppe Castrop-Rauxel, 20 Personen vom Sozialgericht Dortmund, 30 Personen durch das Verkehrsamt Dortmund, 6 Kunden, 30 Schüler der Berufsschule Herford, 25 Schüler der Berufsschule Hamm, 8 Franzosen durch das Auslandsinstitut Dortmund, 20 Studenten aus Karlsruhe, 35 Berufsschüler aus Lübbecke, 46 Schüler der Berufsschule Lemgo, 50 Personen vom Sparklub „Lechia 46“.

Auch Jugend aus den USA besuchte uns



So ist es doch auch:

Du quälst dich

und quälst dich —

und kannst

es doch viel einfacher

haben,

wenn du nur willst.

Überlege einmal,

und lege dann deinen

Verbesserungsvorschlag vor,

der, ist er gut,

auch gut honoriert

wird.

Überall hängen ja

unsere Briefkästen,

die auf deinen

Vorschlag warten.

Und die Anschrift:

Dipl.-Ing. Sondermann,

Profilwalzwerk



WARUM
QUÄLEN?

MACH DIR'S LEICHTER

VERBESSERE

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Heinz Barth, Lagerwirtschaft, erhielt für Rettung aus Unfallgefahr eine Belohnung vom Werk. Außerdem billigte ihm die Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft eine größere Belohnung zu und dankte ihm in einem besonderen Schreiben.

Walter Blücher, Steinfabrik, erhielt für Rettung aus Unfallgefahr eine Belohnung vom Werk.

Edmund Janowczyk, Halbzeugstraße: Durch den Anbau von Keilstücken am Ende des Warmbettes III der Halbzeugstraße können die daraufliegenden Brammen und Knüppel leichter abgezogen werden, ohne sich sooft wie bisher in der Knüppeltasche zu verklemmen und hierdurch die Abziehvorrichtung zu beschädigen.

Bernhard Schüth, Elektrotechnische Abteilung: Die bisherige Befestigung der elf Mittelfrequenzspulen in der Bandveredelung des Kaltwalzwerkes (die Spulen dienen zur Aufschmelzung des verzinnnten Bandes) machte es schwierig, diese Spulen während des Betriebes genau auszurichten. Eine Beschädigung der Spulen durch das Band war hierdurch leicht möglich. Gemäß dem Vorschlag sind jetzt die Spulen mittels besonderer Stellschrauben befestigt, die ein leichtes Ausrichten auch während des Betriebes ermöglichen. Störungen des Betriebes werden hierdurch verringert.

Karl-Heinz Wirth, Mechanische Werkstatt Dreherei: Die Zange zum Aufspannen der Kegeldradrohlinge, wie sie vorgeschlagen war, hat sich bestens bewährt. Ein unfallfreies und schnelles Einspannen der Kegeldradrohlinge in die Planscheibe ist gegeben.

Heinrich Brechner, Erzvorbereitung: Durch die Verlegung der Lampen am Waggonkipper I und II werden die Großraumwagen beim Entleeren besser beleuchtet. Durch die Entfernung der Platten mit Bodenlöchern, die sich bei der Entleerung als zu klein herausstellten, und den Ersatz dieser Platten durch Gitterroste soll das Entleeren jetzt schneller und sicherer vor sich gehen.

Jubilare September 1959

50

JULIUS SCHMIEDHOFER
Hochofen

40

PAUL SCHNEIDER
Elektrostahlwerk

EDUARD ERDMANN
Kaliberwalzwerke

JOSEF GEHRMANN
Breitbandwalzwerk

AUGUST KAESLER
Kaliberwalzwerke

JOHANN NIEZURAWSKI
Drahtverfeinerung

JOHANNES V. REKOWSKI
Drahtverfeinerung

JOHANN WAHLHEIM
Kaliberwalzwerke

WILHELM STEIN
Wäscherei

25

KARL-HEINZ OFF
Mech. Werkstätten

EMIL POHLMANN
Reserveteil-Lagerhaltung

ALBERT RIBAK
MA-Feinwalzwerke

ERICH ZWIRZ
Werksaufsicht

PETER NEHREN
MA-Dampfkesselanlage

WILHELM MAUL
Kaliberwalzwerke



Verdienstvolle Mitarbeiter

Philipp Kielburger, Maschinenabteilung Walzwerk I: Der Betrieb wird die vorgeschlagene neue Seilbefestigung am Kantwagen Walzwerk I ausführen, so daß die Haltbarkeit der Drahtseile an dieser Stelle größer werden wird.

Fritz Possoch und Josef Göbel, Maschinenabteilung Hochofen: Beim Auflegen neuer Glockenseile an den Hochöfen 4, 6 und 7 müssen die sogenannten Balancen, an denen die Seile und Glocken befestigt sind, festgesetzt werden. Diese Arbeit, zu der Vierkanthölzer benutzt wurden, war nicht ungefährlich und dauerte manchmal bis zu zwei Stunden. Durch die vorgeschlagene mechanische Verankerung läßt diese Arbeit sich jetzt in wenigen Minuten erledigen, so daß das Auflegen der neuen Seile schneller und gefahrloser erfolgen kann.

Ernst Hannemann, Thomaswerk: Durch die Verstärkung der Ösen am Kasten der Gießtrichter werden die Zerstörungen durch den Transport mittels Stripperkran weitgehend vermieden. Hierdurch ist der Verbrauch der Trichter zurückgegangen.

Erich Waldhoff, Maschinenabteilung Hochofen: Bisher wurde an den Pratzen der Möllerwagen von einer an dem Wagen gelehten Leiter aus gearbeitet. Abrutschen und andere Möglichkeiten verursachten gelegentlich Unfälle bei dieser Arbeit. An diesen Pratzen müssen die Stopfbüchsen verpackt werden, manchmal auch ganze Pratzenzangen ausgewechselt werden. Durch die vorgeschlagene Arbeitsbühne wird jetzt die Arbeit unfallsicherer. Der Betrieb hat diese Bühne ausgeführt und ist damit zufrieden.

Helmut Arendt, Maschinenabteilung SM-Werk III: Die vorgeschlagene Feststellvorrichtung für Teeröl-Winkeldüsen der SM-Ofen ist vom Betrieb ausprobiert worden und hat sich im Stahlwerk III gut bewährt.

Für Rettung aus Unfallgefahr erhielt Heinz Barth, beschäftigt bei der Lagerwirtschaft, eine Belohnung vom Werk.

Ich habe in meiner Tasche eine Menge Zeitungsausschnitte über Verkehrsunfälle gesammelt. Eine bedrückende Lektüre: „Mann auf einer Spritztour mit zwei Freunden . . . Reifen platzte bei über hundert Kilometern in der Stunde, Wagen flog in den Graben, beide Freunde tot . . . sämtliche Reifen stark abgefahren.“ „Ehepaar auf einem Wochenendausflug . . . rechter Hinterreifen platzte bei hoher Geschwindigkeit . . . Wagen überschlug sich 150 Meter weit mehrmals auf dem Mittelstreifen . . . Fahrer tot, seine Frau lebensgefährlich verletzt.“

Der Ausdruck „Versagen der Reifen“ ist jedoch irreführend; in den meisten Fällen handelt es sich um ein „Versagen des Menschen“. Die Reifen selbst sind im Laufe der Jahre außerordentlich verbessert worden. Noch vor vierzig Jahren durften Sie sehr zufrieden sein, wenn Sie bei einer Geschwindigkeit von dreißig Kilometern in der Stunde mit einem Reifen 4000 Kilometer fahren konnten; heute fahren Sie damit 50 000 Kilometer mit einer viel größeren Geschwindigkeit, mit einer Sicherheit wie nie zuvor und mit geringeren Kosten je Kilometer. Aber je weniger Aufmerksamkeit unsere Reifen verlangen, desto weniger beachten wir sie — bis sie eines Tages versagen. Sechs Regeln für die Reifenpflege sollten Sie sich einprägen:

1. Lassen Sie Ihre Reifen regelmäßig auf ungleichmäßige Abnutzung, beschädigte Seitenwände, Schnitte, Gewebebrüche im Innern, geraden Lauf der Räder und so weiter kontrollieren. Läuft ein Rad auch nur einen Zentimeter schräg zur Fahrtrichtung, so bedeutet das, daß der Reifen bei jedem Kilometer buchstäblich 13 Meter seitwärts gezerrt wird — und dabei von seiner Lauffläche den Gummi abradert, der vor dem Schleudern schützen soll.
2. Damit Ihre Reifen gleichmäßig abgefahren werden, sollten Sie Ihre Räder alle 8000 Kilometer miteinander auswechseln.
3. Achten Sie auf den Reifendruck. Mit zu geringem Luftdruck zu fahren ist eine Todsünde; es ist nicht nur gefährlich, es verkürzt auch die Lebensdauer des Reifens um 20 Prozent.

Zum Urlaubsgepäck gehört der Wille zur Besinnung

Gerade in den Tagen des sommerlichen Urlaubes sollte man den Maßstab der Produktivität für die Arbeits- und Leistungsfähigkeit bei sich selbst anlegen. Es ist unproduktiv, wenn man mit Aufbietung aller Kräfte und Reserven eine Reihe von Jahren Höchstleistungen vollbringt, wie wir es fast alle in den Jahren des Wiederaufbaus getan haben, dann aber eines Tages so verbraucht und abgenutzt ist, daß man dem Staat, der Versicherung oder gar anderen Menschen zur Last fällt. Von produktivem Einsatz der Arbeitskraft kann man erst dann sprechen, wenn wir unsere Leistungsfähigkeit auf die Dauer des ganzen Lebens, also auf längere Fristen eingestellt haben. In bewegten Zeiten wird man zumeist gar nicht anders können, als unter Aufbietung aller Kräfte das Leben zu erhalten und zu meistern. In unserer Generation dauern freilich diese „ungewöhnlichen Zeiten“ schon zwanzig Jahre. Sie begannen mit dem Krieg und haben eigentlich nie aufgehört. Andererseits sollte man die Möglichkeiten des Urlaubs, des verlängerten Wochenendes und der Freizeit nützen, die Kräfte wieder aufzufrischen. Was aber tun wir? Wir setzen vielfach das hektische Leben des Alltags sozusagen in „verchromter Form“ auch in der Freizeit fort. An die Stelle des Termins treten Reiseabschnitte, an die Stelle der Arbeit das oft strapaziöse Vergnügen.

Es gibt eine Reihe von Untersuchungen aus Betrieben, die erkennen lassen, daß am Wochenanfang der Gesundheitszustand der Beschäftigten wesentlich schlechter ist als zu Beginn des Wochenendes. Viele kommen abgehetzt und nicht ausgeruht zum montäglichen Arbeitsbeginn.

Der hohe Abnutzungsgrad

Wir sind auf dem besten Wege, den Vorzug und das Kapital des sogenannten Wirtschaftswunders zu verlieren, wenn wir nicht die wichtigste Quelle unserer Leistungen erhalten: die menschliche Arbeitskraft. Die Untersuchungen der Sozialversicherung, aber auch Reihenfeststellungen in Großbetrieben sprechen eine ernste Sprache über den hohen Abnutzungsgrad, dem wir nach all den Jahren des Krieges und des alle Nerven und Kräfte beanspruchenden Wiederaufbaus auch jetzt noch von Jahr zu Jahr ausgesetzt sind. Der Mensch muß arbeiten. Arbeiten ist sogar eine Quelle des Lebens und der Erfüllung. Aber der Rhythmus zwischen Arbeit und Erholung ist gestört, da wir auch in der Freizeit weiterhetzen und jagen und selbst im sogenannten Urlaub nicht die körperliche und auch seelische Ruhe finden, die wir so dringend brauchen.

Wir sollten daher bemüht sein, den Weg zu echter Erholung und Freizeit und zu einem erholsamen Urlaub zu finden. Der Schlüssel zu dieser Medizin ist uns selbst in die Hand gegeben. Wir müssen lernen abzuschalten und einmal jenseits von Hetze und Getriebe ganz wir selbst sein können. Dieser Wille zur Besinnung ist das wichtigste Urlaubsgepäck, das man nicht vergessen darf.

Mensch und Arbeit

Seit fünf Jahren beschäftigt sich die Europäische Produktivitätszentrale (EPZ) mit den biologischen und psychologischen Bedingungen der Arbeit. Sie ist überzeugt, daß die Kenntnis der menschlichen Faktoren von großer Bedeutung ist für die Produktivität in der Industrie. 1956 weilte auf Initiative der EPZ eine Gruppe von neun Sachverständigen in den Vereinigten Staaten. Sie konzentrierte dort ihre Untersuchungen auf die allgemeine Konzeption des Materials, die menschlichen Maße, die physische Ermüdung, die nervöse Spannung, den Lärm, die Vibrationen und die Beleuchtung. Man erkannte dabei die Notwendigkeit eines engen Gedankenaustausches zwischen Psychologen, Physiologen, Maschinenbauern und Betriebsärzten. Die wichtigste Empfehlung dieser Sachverständigengruppe betrifft die Aufnahme von Vorlesungen über Ergonomie, über die Anpassungsbedingungen des Menschen an die Arbeit, in das Lehrprogramm der Ingenieurschulen und auch der medizinischen Fakultäten.

Demnächst wird eine erste Arbeitskonferenz mit Verantwortlichen der Ingenieurschulprogramme zur Verwirklichung dieser Empfehlung abgehalten. Erwähnung in diesem Zusammenhang verdienen zwei große europäische Sachverständigen-Konferenzen: die erste im März 1957 in Leyden (Holland), die zweite im Frühjahr 1959 in Zürich über die Anpassung des Menschen an die Arbeit. Ein ausführlicher Bericht über die Konferenz in Zürich, an der Fachkräfte aus 13 europäischen Ländern und verschiedenen internationalen Organisationen teilnahmen, wird bald vorliegen.

Jeder Mensch hat seine Schwächen

Schwächen haben alle Menschen. Wenn aber an einem Arbeitsplatz oder in einem Betrieb gespannte und unerfreuliche Verhältnisse bestehen, geht man nicht fehl in der Annahme, daß hier Menschen sind, die den Splitter im anderen Auge sehr deutlich sehen, nicht aber den Balken im eigenen. Erleben wir nicht ständig in unserer Umgebung, wie sich jeder um Bescheidenheit und Selbstbeherrschung, Geduld und gleichbleibende Freundlichkeit, um feinfühliges Entgegenkommen und Rücksichtnahme gegen andere, vor allem gegen die Mitarbeiter und die günstiger gestellten Kollegen, im großen und im kleinen bemüht? Oder sind Sie etwa anderer Meinung?

Dann allerdings, wenn es nämlich umgekehrt wäre, müßte sich wirklich jeder einzelne in solch einem Betrieb oder Büro ernsthaft prüfen, was er selbst dazu beitragen kann, das Zusammenleben zu verbessern. Denn so wichtig der Kampf für die soziale Gerechtigkeit ist, die Atmosphäre eines Betriebes wird nur vom Materiellen geprägt, und selbst das Mitbestimmungsrecht kann die offene Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und Solidarität unter Kollegen nicht ersetzen.

Ein chinesischer Weiser, der Philosoph Dschuang Dse, hat einmal gesagt: „Es gibt fünf Eigenschaften, die man als schlecht bezeichnen kann. Unter diesen ist die ärgste: sich selbst als Mittelpunkt betrachten. Was heißt das, sich selbst als Mittelpunkt betrachten? Die, die sich selbst als Mittelpunkt ansehen, halten alles, was sie tun, für gut und richtig. Alles, was sie nicht selbst, sondern andere tun, erscheint ihnen tadelnswert.“

Wer sein Ich in den Mittelpunkt stellt, sich selbst überschätzt und alles besser weiß, kann keinen echten Kontakt zu seinen Mitarbeitern bekommen, und seine Arbeit hat nur den halben Erfolg. Einen guten Rat, die eigene Eitelkeit zu überwinden, gab die österreichische Dichterin Maria von Ebner-Eschenbach mit den Worten: „Glaube nicht, weil sich kein Besserer finden ließ, du seiest der Beste!“

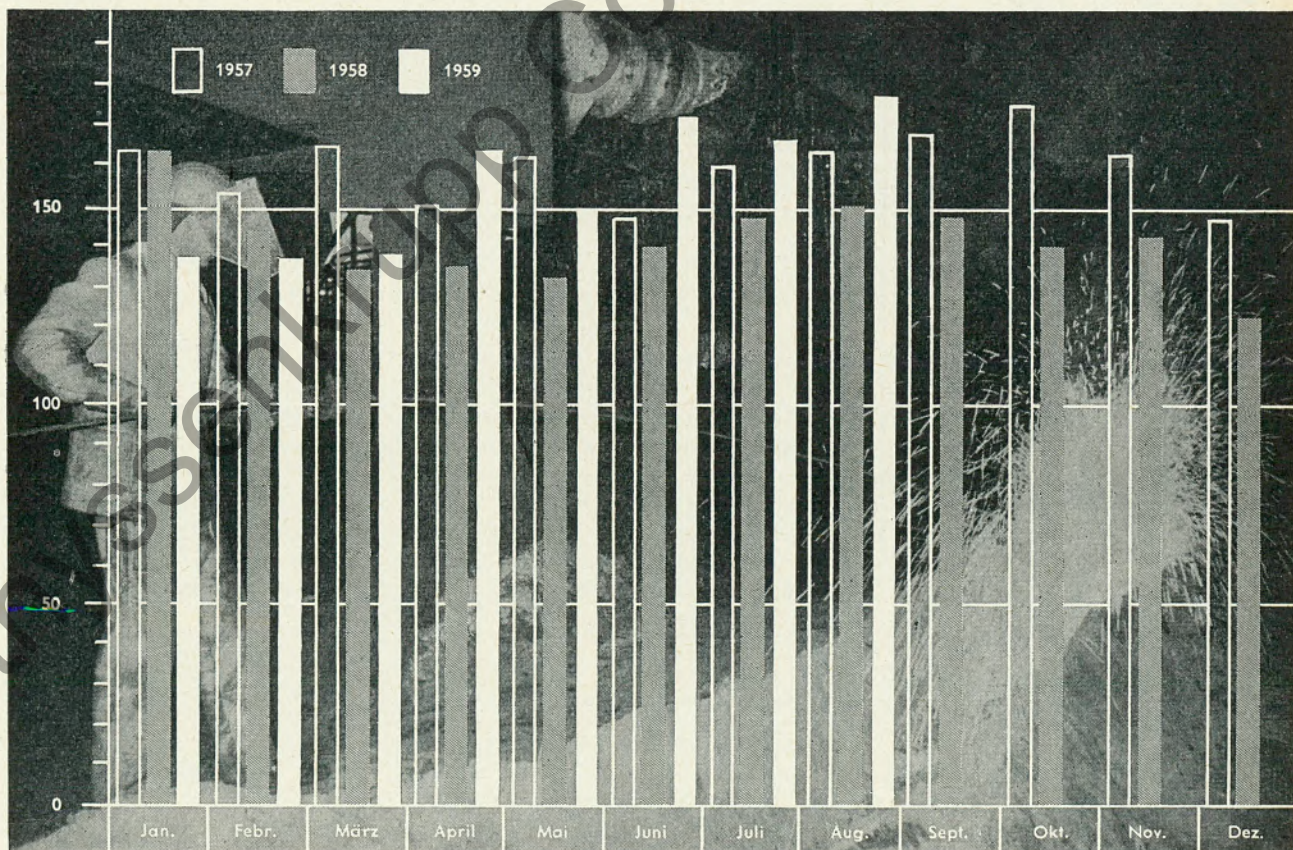
4. Wenn Sie dazu neigen, gegen den Randstein zu bumsen, kaufen Sie sich ein Paar Bordsteintaster. Es bedarf nicht vieler solcher Seitenstöße mit ein bis anderthalb Tonnen, um Ihr Vorderrad aus der Spur zu bringen.

5. Mit alten Reifen und vollbesetztem Wagen langsam fahren. Und — ob die Reifen alt sind oder neu — machen Sie bei schnellen Fahrten auf der Autobahn in regelmäßigen Abständen halt.

6. Denken Sie daran: Der beste Platz für einen abgefahrenen Reifen ist der Müllhaufen. Wenn Sie aber unbedingt darauf bestehen, auch den letzten Kilometer aus ihm herauszuquetschen, bezahlen Sie pünktlich Ihre Lebensversicherung!

(Berechtigter Auszug aus der Monatschrift DAS BESTE.)

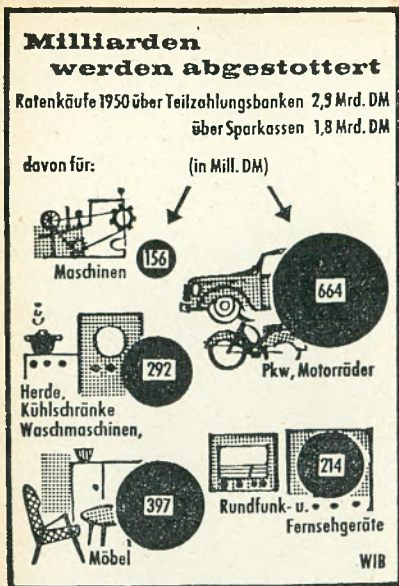
UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



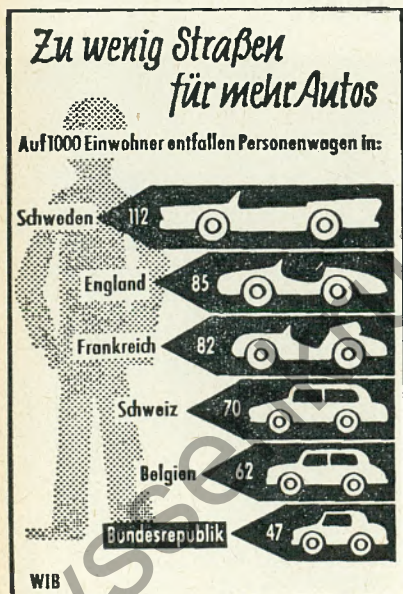
Monatsdurchschnitt 1957 = 160 164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141 635 t

Nachkriegshöchstherzeugung Aug. 1959 = 176 000 t

Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t



Der Umsatz der Teilzahlungskreditbanken stieg im vorigen Jahr um 14 Prozent. Hinter den Krediten für Fahrzeuge standen die für Kleidung mit 622 Mill. DM an zweiter Stelle. Die besten Kunden der Banken waren Arbeiter, die 40% der Kreditbeträge in Anspruch nahmen, gefolgt von den Gewerbetreibenden und freiberuflich Tätigen mit 25%, den Angestellten mit 19% und den Beamten mit 6%.



Obwohl unter den westeuropäischen Ländern die Bundesrepublik eine nur geringe Kraftfahrzeugdichte aufweist, macht hier die Motorisierung größere Sorgen. Schuld daran trägt der stiefmütterlich behandelte Bau neuer Straßen. So besitzt Belgien auf je zehn Quadratkilometern eine Straßendichte von 7,4 km, während wir uns mit rund 5,4 km zufriedengeben müssen. Erfreulich ist, daß die Bundesrepublik, hinter den USA nunmehr an zweiter Stelle des Straßenbaues in der Welt liegend, die Versäumnisse vergangener Jahre gutzumachen trachtet.

TECHNIK UND PRODUKTION

Neues Verfahren zur Gewinnung von Roheisen

Die US Steel Corp. hat ein neues Verfahren zur Gewinnung von Roheisen entwickelt, bei dem statt Koks von hoher Qualität Gas benutzt wird. Das Verfahren, das als verflüssigte Reduktion oder als „NU-Iron-Process“ bezeichnet wird, beruht darauf, daß feine Eisenerzteilchen in einem Tiegel durch einen mit steigender Geschwindigkeit hindurchgeführten Strom heißer Wasserstoff- oder Kohlenmonoxydgase so lange bewegt werden, bis durch die Reaktion des Gases und des Erzes Roheisen entsteht. Wie die US Steel Corp. bekanntgab, will sie dieses im Rahmen ihrer Forschungsprogramme entwickelte Verfahren weiter untersuchen und eventuell ein eigenes Werk hierfür bauen, das zunächst noch halb als Versuchswerk dienen soll. Sollten sich die auf das Verfahren gesetzten Hoffnungen bestätigen, würde es von größerer Bedeutung überall dort sein, wo durch das Fehlen von Koks hoher Qualität die Errichtung rentabler Stahlwerke verhindert wird. Das sei z. B. heute noch der Fall in Ländern wie Venezuela, obgleich dort sehr große Eisenerzvorkommen vorhanden seien.

Hohe Behörde: Volle Kapazitätsausnutzung bei Stahl

Unter den hypothetischen Voraussetzungen, daß im Kohlenbergbau die Feierschichten einen Förderausfall von 1,82 Millionen Tonnen bringen und die Verbraucher ihre Bestände nur in geringem Maße auffüllen, schätzt die Hohe Behörde, daß die Fördermenge für Steinkohle in der Gemeinschaft im dritten Quartal 57,6 Millionen Tonnen betragen wird, das sind 2,5 Millionen Tonnen weniger als im Vergleichs Quartal des Jahres 1958. Die Bundesrepublik werde schätzungsweise 0,9 Millionen Tonnen weniger fördern als im ersten Quartal 1959.

In den ersten fünf Monaten des Jahres lagen die Exportaufträge der Eisen- und Stahlindustrie um 35 v. H. über dem Stand von 1958 und um 26 v. H. über der Rekordhöhe von 1957. Die Rohstahlerzeugung stieg vom ersten zum zweiten Quartal 1959 um 10,3 v. H. auf 14,42 Millionen Tonnen. Auch bei fortschreitender Expansion würden die bei der Hochkonjunktur ausgebauten Stahlkapazitäten genügen, schlußfolgert die Prognose. Die Produktion bei Stahl werde im dritten Quartal zwischen 15,95 und 16 Millionen Tonnen schwanken, gegen 15,62 bzw. 14,17 Millionen Tonnen in den ersten Quartalen des Jahres.

Die Zufriedenheit am Arbeitsplatz

Mit dem Arbeitsplatz ist man, wie eine Befragung des EMNID-Instituts unter der Arbeiterschaft feststellte, zufrieden. Während im Jahre 1954 72% der Befragten erklärten, sie seien zufrieden, waren es im Jahre 1958 75%.

Bei den Angestellten lag der Prozentsatz der Zufriedenheit noch höher, er war im Jahre 1954 81% und 1958 sogar 90%.

Im Widerspruch zu dem Ergebnis dieser Befragung steht eine statistische Erhebung, die von der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung über die Fluktuation der Arbeitskräfte durchgeführt wurde. Danach haben im Jahre 1957 im Bundesgebiet und in Westberlin 10 Millionen Menschen ihren Arbeitsplatz gewechselt. Für diesen Arbeitsplatzwechsel waren bessere Bezahlung oder leichtere Arbeit zu erhalten entscheidende Motive. Allerdings ist in dieser Zahl auch der Wechsel, der sich in manchen Branchen durch saisonmäßige Bedingtheit zwangsläufig ergibt, mit erfaßt.

Die Arbeitnehmer kaufen Autos

264 000 im Jahre 1958 fabrikneu in der Bundesrepublik (ohne Saarland) zugelassene Personenkraftwagen (43% der Gesamtzahl) wurden von Arbeitern, Angestellten oder Beamten gekauft, darunter 104 000 (17%) von Arbeitern. Außerdem haben Arbeitnehmer 405 000 gebrauchte Wagen gekauft (62% aller Besitzumschreibungen), darunter Arbeiter 210 000 (32%). Insgesamt kauften Arbeitnehmer 53% aller im Jahre 1958 verkauften Personenkraftwagen.



Nicht billiger, aber . . .

In den „eigenen vier Wänden“ zu leben, ist der erklärte Wunschtraum vieler Bundesbürger. Jedoch: ob diese vier Wände nach der alten Väter Sitte aus Stein gemauert, oder ob sie aus Holz gezimmert sein sollen, darüber gehen die Meinungen neuerdings auseinander. Eine Untersuchung des Bundeswohnungsbauministeriums hat einige Klarheit geschaffen.

In dieser Untersuchung werden „klassisches“ Steinhaus und das vornehmlich von Schweden aus propagierte Holzhaus gegeneinander abgewogen. Dabei kann das Holzhaus zunächst eine Reihe von Vorteilen für sich buchen. Erstens: Seine Errichtung ist weniger witterungsabhängig. Zweitens: Seine Einzelteile lassen sich später leicht versetzen, wenn man sich „vergrößern“ will. Und drittens: Der Arbeits- und Zeitaufwand ist beim Bau eines Holzhauses niedriger.

Mit einer Vorstellung allerdings räumt die Untersuchung des Bundesarbeitsministeriums gründlich auf: Das Holzhaus ist — im Gegensatz zu oft geäußerten Behauptungen — nicht billiger. Es kostet etwa 25 877 DM, zuzüglich 1430 DM Zoll. Ein gleichgroßes Steinhaus kostet rund 24 000 DM. Allerdings muß man dabei berücksichtigen, daß die nur zu 30 Prozent ausgelastete westdeutsche Fertighausindustrie noch nicht mit der kostensenkenden Massenproduktion begonnen hat.

Alles in allem: im eigenen Haus aus Holz wohnt es sich immer noch besser als in einer fremden Wohnung aus Stein. Wohnungsbauminister Lücke will deshalb das Holzfertighaus weiterhin fördern und überall Musterbauten errichten lassen.

(Die Allg. Sonntagszeitung)

Im Dickicht der Subventionen

Wer je einen Blick in das Dickicht unseres staatlichen Subventionswesens werfen durfte, der begreift auch, weshalb die Regierung an Stelle der normalerweise vorgeschriebenen vierzehn Tage sieben Monate benötigte, um eine „kleine“ Anfrage nach den offenen und versteckten Vergünstigungen zu beantworten. Mag das Bundesfinanzministerium auch besten Willens gewesen sein — mancher Ressortminister versuchte doch zunächst ver-

schämt, diese und jene von ihm verantwortete Subvention nicht als solche gelten zu lassen. Die Antwort, die uns nun zuteil wurde, ist auch erschütternd. Nicht weniger als 13 Milliarden DM zahlt der Bund an offenen und versteckten Subventionen. Mit anderen Worten: Fast ein Drittel des gesamten Bundeshaushaltes wird von Subventionen verschlungen. Daß damit die wahren Größenverhältnisse eher untertrieben werden, sieht man schon daraus, daß der umfangreiche Bericht bei nicht weniger als 112 Positionen bescheiden vermerkt, eine Schätzung des Steuerausfalls sei nicht möglich . . . Als die Deutsche Partei im Januar der Landwirtschaft zuliebe ihre „kleine“ Anfrage einbrachte, wollte sie klarstellen lassen, daß nicht allein die Landwirtschaft begünstigt würde. Manch einer wird nun vielleicht der Meinung sein, der Frage schuß sei sozusagen hinten hinausgegangen. Die Landwirtschaft wird sicherlich nicht — was auch niemand behauptete — allein auf weiter Flur unterstützt, aber sie erhält doch von allen Wirtschaftsbereichen den größten Anteil — über eine halbe Milliarde DM mehr als die gesamte gewerbliche Wirtschaft . . . Man fragt sich angesichts der allgemeinen Subventionsfreude des Parlaments, ob der Ausdruck soziale Marktwirtschaft überhaupt noch zutreffend ist. Wenn das am grünen Holz, in Zeit beispielloser Vollbeschäftigung geschieht — welche Ansprüche mögen dann wohl die an Gefälligkeiten gewöhnten Gruppen in mageren Jahren stellen?

(Süddeutsche Zeitung)

„44 Prozent“

Solange der Vertrieb nicht klappt . . . nützen Erfindergeist und Produktionseifer nicht viel. Versucht man, sich über die Bemühungen von Industrie und Handel auf diesem Gebiet ein Bild zu machen, so stößt man auf eine merkwürdige Zahl, die das Institut für Handelsforschung in Köln der betrieblichen Praxis abgeschaut hat. 44 Prozent des Verbraucherpreises gängiger Gebrauchsgüter (ohne Lebensmittel) entfallen, so hat das Institut festgestellt, im Durchschnitt auf die Kosten der Verteilung. Das ist in der Tat ein ansehnlicher Betrag. Er stellt zwar einen Durchschnitt dar, verwischt also die Abweichungen nach oben und unten, die gerade interessant wären. Gleichwohl gibt diese Zahl eine Vorstellung davon, welche Rationalisierungsreserven in der Warenverteilung noch liegen und wo für den einzelnen noch Möglichkeiten bestehen, sich durch geistigen (und nicht unbedingt materiellen) Aufwand einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen. (Stuttgarter Zeitung)

Sicherheit

Das Wachsen der Ausgaben für die soziale Sicherheit ist gegenwärtig, wie Staatssekretär Professor Dr. Hettlage feststellt, das schwierigste finanzpolitische Problem. Seiner Auffassung nach stehen wir kurz vor der Grenze, an der aus dem „wohlverstandenen Wohlfahrtsstaat“ ein „selbstmörderischer Versorgungsstaat“ wird.

Aber noch auf eine andere, ebenso ernste Gefahr weist Hettlage hin. Die hohen Soziallasten konnten bisher aufgebracht werden, weil die westdeutsche Wirtschaft ein stärkeres Wachstum zeigte. Ein Rückschlag, der eine größere Zahl von Arbeitslosen bringen würde, könnte die finanziellen Grundlagen unserer Sozialleistungen erschüttern.

Hier zeigt sich, wie ein zu hochgespanntes Verlangen nach Sicherheit zu neuer Unsicherheit führt. Hettlage folgert, daß eine Zunahme der Arbeitslosigkeit in der Zukunft unbedingt vermieden werden müsse. Das ist jedoch nur dann zu erreichen, wenn ein weiteres Wachstum der Wirtschaft gesichert bleibt und wenn die Wirtschaft stets genügend elastisch und anpassungsfähig ist.

Denn wirtschaftliches Wachstum vollzieht sich niemals gradlinig und erfaßt niemals gleichmäßig alle Bereiche. Gerade die beiden letzten Jahre haben uns gelehrt, daß eine gute, stark expansive Entwicklung in einigen Wirtschaftszweigen — wie der Automobil- und der chemischen Industrie — vorherrschen kann, während andere Wirtschaftszweige — wie Bergbau und Textilindustrie — am Rande einer schweren Krise stehen.

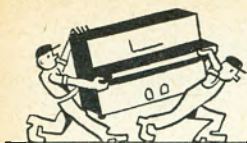
Hier steht dann auch die Wirtschaftspolitik vor schweren Aufgaben, die nur dann zu lösen sind, wenn die Wirtschaft nicht durch allzu schwere Lasten behindert ist.

(Die Welt)

„Die Einkommen der Familien“

Es haben ein Einkommen von über		
	1850 DM	2,2%
1250 DM bis	1850 DM	3,8%
900 DM bis	1250 DM	9,4%
650 DM bis	900 DM	18,0%
500 DM bis	650 DM	19,0%
375 DM bis	500 DM	23,3%
275 DM bis	375 DM	11,4%
200 DM bis	275 DM	5,6%
150 DM bis	200 DM	4,6%
unter 150 DM		2,8%

Danach verbleiben also lediglich 7,4% der Familien, die mit weniger als 200 DM monatlich auskommen müssen, während auch nur 6 Prozent mehr als 1250 DM verdienen. (Industriekurier)



Wohnungs- Tausch



Biete: 3 Zimmer, 52 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 75,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 75,— DM. (530)

Biete: 3½ Zimmer, 58 qm, mit Bad, Privatwohnung, Miete 65,— DM (nur für LAG-Berechtigte).

Suche: gleichwertige Wohnung, möglichst Nähe Funkenburg, Miete bis 80,— DM. (531)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad und Balkon, Werkswohnung, Neubau, Miete 35,— DM.

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, Neubau, möglichst Nähe Westfalenburg, Miete bis 70,— DM. (532)

Biete: 3 Zimmer, 60 qm, abgeschlossen, mit Abstellraum, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, in Hörde, Miete 45,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, möglichst mit Bad, Werksnähe, Miete bis 70,— DM. (533)

Biete: 2 Zimmer, 46 qm, mit Bad und Abstellraum, IV. Etage, Werksnähe, werksgebundene Wohnung, Miete 56,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer, Miete b. 90,— DM (534)

Biete: 2½ Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete 52,— DM.

Suche: 3½ Zimmer mit Bad, im Osten Dortmunds, Miete bis 80,— DM. (535)

Biete: 2 Zimmer, 36 qm, mit Abstellraum, abgeschlossen, Miete 31,— DM.

Suche: 2½—3½ Zimmer, I. Etage, Privatwohnung, Miete bis 60,— DM. (536)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Parterre, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 33,— DM.

Suche: 2 Zimmer, im Raum Dorstfeld—Marten, Parterre oder I. Etage, Miete bis 40,— DM. (537)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische und Bad, 50 qm, Neubau, Hochparterre, werksgebundene Wohnung, Miete 52,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, Privatwohnung, Miete bis 75,— DM. (538)

Biete: 2½ Zimmer, 44 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, werksgeb. Wohnung, Miete 72,— DM.

Suche: 3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 120,— DM. (539)

Biete: 3 Zimmer und Küche, 65 qm, III. Etage, Privatwohnung, Miete 45,— DM.

Suche: gleichwertige Wohnung, evtl. kleiner, am Stadtrand, Miete bis 70,— DM. (540)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 31,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, Miete b. 65,— DM (541)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Bad und Abstellraum, I. Etage, Werkswohnung, Miete 56,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, im Osten Dortmunds, Miete bis 62,— DM. (542)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 31,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, Miete b. 65,— DM (543)

Biete: 3 Zimmer, 56 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 62,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, Miete b. 80,— DM (544)

Biete: 2½ Zimmer, 42 qm, mit Bad, Neubau, II. Etage, Werkswohnung, Miete 55,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 75,— DM. (545)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 37,— DM.

Suche: 2 Zimmer mit Bad oder Toilette, Miete bis 40,— DM. (546)

Biete: 2 Zimmer, 45 qm, mit Bad, neu aufgebaut, Miete 32,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer mit Bad und Balkon, Miete bis 100,— DM. (547)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, mit Toilette, V. Etage, Miete 30,— DM.

Suche: 2½—4 Zimmer, Miete b. 80,— DM (548)

Biete: 2 Zimmer, Kochküche und Bad, 43 qm, Miete 43,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (549)

Biete: 3 Zimmer, 36 qm, mit Bad, Neubau, Privatwohnung, Zweifamilienhaus, Miete 36,50 DM.

Suche: 2 Zimmer mit Kochküche, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (550)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, Hombuch, Miete bis 60,— DM.

Suche: 3 Zimmer in Hombuch, Miete bis 60,— DM. (551)

Biete: 2 Mansarden mit Kochnische, 35 qm, abgeschlossen, II. Etage, Miete 35,— DM.

Suche: 2—3½ Zimmer, möglichst östlicher Vorort Dortmunds, Miete bis 70,— DM. (552)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, werksgeb. Wohnung, Miete bis 50,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, möglichst mit Bad, abgeschlossen, Werksnähe, Miete bis 100,— DM. (553)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Balkon, Speisekammer, Miete 66,— DM.

Suche: 3 Zimmer und Kochküche, möglichst mit Bad, Miete bis 80,— DM. (554)

Biete: 2 Mansarden, abgeschlossen, Privatwohnung, Miete 28,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer, möglichst abgeschlossen, nicht im Vorort, Miete bis 60,— DM. (555)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, abgeschlossen, mit Balkon, IV. Etage, Altbau, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 25,— DM.

Suche: gleichwertige Wohnung, Privatwohnung, Miete bis 30,— DM. (556)

Biete: 2 Zimmer, 42 qm, mit Bad, II. Etage, Neubau, Privatwohnung, Miete 42,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, Miete b. 65,— DM (557)

Biete: 2 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, I. Etage, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 23,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer, Miete b. 95,— DM (558)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, mit Kochnische, Bad und Balkon, III. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 3 Zimmer, möglichst Parterre oder I. Etage, Miete bis 60,— DM. (559)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. 119, Werkuf 41 16 (Fr. Ottensmeyer).



Wenn ich ein Mann wäre . . .

Oh, ich wäre ein fabelhafter Ehemann! Nie zerstreut, nie schlechter Laune, Immer ausgeglichen und aufmerksam. Ich würde meine Frau nicht das eine Mal mit Aufmerksamkeiten überschütten und das andere Mal ganz ferngerückt sein scheinen. Das heißt, ich würde das erste immer und das zweite nie tun. Ich würde nicht beim Frühstück die ganze Zeitung für mich beanspruchen und ohne aufzusehen lesen und kein Wort reden. Ich würde auch nicht beim Adieusagen betont nervös sein, sondern mich ruhig und zärtlich verabschieden. Ich würde auch nie vergessen, beim nächsten Kaufmann ein paar Pralinen zu erstehen, wenn ich mir Zigaretten kaufe. Ich würde auch wissen, daß für eine Frau nichts so traurig ist, als sich selbst Blumen besorgen zu müssen. Ich würde bei Verabredungen meine Frau nicht warten lassen, weil ich von einem Kollegen aufgehalten wurde, sondern den Kollegen lieber rechtzeitig verabschieden. Ich würde mit Wonne die Wirtschaftskasse neu auffüllen, wenn sie vorzeitig leer geworden ist. Ich würde nichts von tollen Zuständen und Luxusausgaben murmeln, wenn schon mal „aus Versehen“ ein Hut oder ein Paar Schuhe vom Wirtschaftsgeld bezahlt wurden. Ich würde fabelhaft großzügig sein, aber ich würde auf große Geste verzichten. Ich würde nicht gönnerhaft und überlegen den „lieben Gott“ spielen. Ich würde auch nicht alles komisch, lächerlich und kindisch finden, was meine Frau macht. Ich würde ein guter Kamerad und mit meiner Frau richtig befreundet sein. Ich würde nicht jede kleine Erkältung für eine unheimliche, schleichende Krankheit halten und damit mich und meine Frau dauernd beunruhigen. Ich würde die Freundinnen meiner Frau, die ich nicht besonders schätze, meine Abneigung nie merken lassen, indem ich mich in ihrer Gegenwart in sieben Sprachen ausschweige. Ich würde nie unseren Hochzeitstag vergessen und mich niemals erst am Geburtstagsmorgen meiner Frau daran erinnern, daß ich ein kleines Geschenk für sie kaufen muß. Ich würde dann nicht schnell einen Geldschein in ein Kuvert stecken, und damit basta. Nein, ich würde mir das ganze Jahr Notizen machen über das, was meine Frau wünscht, und würde das zu Weihnachten und zum Geburtstag sorgfältig selbst aussuchen. Ich würde auf Bällen mit meiner Frau immer zuerst und am meisten tanzen. Ich würde auf der Reise der aufmerksamste Begleiter sein. Ich würde — ich würde — oh, ich würde ein fabelhafter Ehemann sein. Wenn aber alle Ehemänner so wären, wie ich wäre . . . wenn, dann gäbe es allerdings keine so netten Witze mehr wie diesen:

Samstag nachmittag ist es. Er, seit Jahren „erfolgreich“ verheiratet, kommt mit einem Blumenstrauß nach Hause, um einmal seine Frau zu überraschen. Sie öffnet ihm die Tür und bricht in Tränen aus: „Heut' geht auch alles schief. Ein Unglück nach dem anderen. Erst hat Fritzchen zwei Teller zerbrochen, dann hat der Hund den Sonntagsbraten gefressen, und jetzt kommst du am hellen Nachmittag beschwipst nach Hause!“

Wenn Männer Wäsche waschen

Ein totaler Ruin, ein Nervenzusammenbruch, eine Schlägerei und eine Scheidungsklage — das alles nur, weil ein Schlosser aus dem Ruhrgebiet seiner Frau einmal vorführen wollte, wie man einen verdreckten Arbeitsanzug „richtig“ wäscht! Mit besagtem Anzug und einer Handvoll Schmierseife machte er sich auf den Weg zur Waschküche. Über den guten Rat seiner Frau, die Schmierseife nicht lose in der Hand zu tragen, lächelte er nur. Er hätte es besser nicht getan; denn auf dem Wege zur Waschküche glitt die Seife durch seine Finger und machte sich auf den Treppenstufen breit.

Es kam, wie es kommen mußte: Während der eifrige Ehemann sich an der Waschbütte produzierte, rutschte eine Flurnachbarin auf der Seife aus, stürzte die Treppe hinab, brach ein Bein und erlitt zu allem Überfluß noch einen Schädelbruch. Der gesamte Personenschaden betrug über 6000 DM, die der nicht haftpflichtversicherte Schlosser aus der eigenen Tasche zahlen muß. Aber damit nicht genug. Zwischen ihm und dem Ehemann der Verunglückten kam es wegen des Treppensturzes auch noch zu einer Schlägerei, die den Nachbarn derart aufregte, daß er einen Nervenzusammenbruch erlitt. Und da ein Unglück selten allein kommt, hat nun auch die Frau des wäschewaschenden Schlossers eine Scheidungsklage eingereicht, weil sie angeblich ihrem Manne nie etwas recht machen könnte und er immer alles besser wissen wollte.

Vielleicht tut man also doch besser daran, die Wäsche neidlos den Frauen zu überlassen, zumal die modernen Waschmittel es ihnen wirklich höchst einfach machen.

In Ausübung seines Berufes verunglückte tödlich unser Belegschaftsmitglied

Otto Bornemann

Elektrotechnische Abteilung

Vorstand, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern seinen Tod und werden ihm ein ehrendes Gedenden bewahren.

Um den kurzen Rock

Soll der Rock kurz sein oder nicht? Zu diesem Thema befragte das Institut für Absatzforschung 2000 Männer und Frauen im gesamten Bundesgebiet. 98 Prozent äußerten eine eigene Meinung. Hier sind die Ergebnisse.

56 Prozent aller befragten Männer und Frauen sagten „nein“ und 42 Prozent sagten „ja“. Schlüsselt man die abgegebenen Stimmen nach dem Geschlecht auf, so ergibt sich, daß die Männer (wie nicht anders zu erwarten) zu 51 Prozent für den kurzen Rock sind, während 63 Prozent der Frauen dagegen sind, zuviel Bein zu zeigen.

Die eifrigsten Befürworter des kurzen Rocks waren die jüngeren Jahrgänge von 16 bis 24 Jahren. Hier sprachen sich bei den Frauen 60 Prozent und bei den Jünglingen sogar 63 Prozent für den kurzen Rock aus. In der Altersklasse von 25 bis 29 Jahren sind sogar 65 Prozent der Männer dafür, dagegen nur 37 Prozent der Frauen, bei den 30- bis 39-jährigen ist das Verhältnis 58 Prozent zu 39 Prozent, bei den 40- bis 49-jährigen 47 Prozent zu 31 Prozent, während bei den 50- bis 64-jährigen 42 Prozent der Männer Damenbeine sehen wollen, dagegen nur 23 Prozent der Frauen bereit sind, Bein zu zeigen.

Bequemer geht's nimmer!

Zum schönsten Tag in der Woche ist für die Hausfrau in Miami jetzt der — Washtag geworden. In öffentlichen Wäschereien, die 24 Stunden am Tage offenstehen, können sie in Münz-Waschautomaten ihre Wäsche ohne jede Wartung reinigen lassen. Die Hausfrauen sitzen in bequemen Lehnstühlen dabei und können Magazine lesen oder sich das Fernsehprogramm ansehen. Imbiß-Automaten sorgen für Speise und Trank. Bequemer geht's nimmer!



Für Sonne, Sand und Strand

An den Ufern unserer Flüsse und Seen gehen einem oft die Augen über vor Kostümierungen und vor papageienhaft schreienden Farben, die weder extravagant noch schön sind. Sicher, die starke Sommersonne erlaubt so manche gewagte Kombination, aber Karneval am Strand — das geht zu weit!

Wie findet man nun den richtigen Mittelweg, um seine Urlaubs- oder Wochenendfreude, ohne als Harlekin zu wirken, auch in der Strandkleidung austoben zu können? Wie bei allen Fragen des geschmackvollen Anziehens heißt es auch hier „Köpfchen, Köpfchen“. Kaufen Sie nicht wahllos verschiedene Stücke, sondern gehen Sie am besten vom Badeanzug aus. Seine Farbe und sein Muster sollen mit dem Kittelchen, der Badejacke oder dem Mantel harmonisieren. Also bitte keine wilden

Streifen zu Blumen, sondern immer nur ein auffallendes Muster. In diesem Sommer liebt man für all diese wärmenden Hüllen, sei es nun ein schrittlanger Pulli im Marinierestil, ein Kittelhemd, eine Jacke oder gar ein Mantel, die leichten, aber durch Walken gefestigten Frottees ganz besonders. Die ganz langen, schweren Bademäntel sieht man kaum noch. Viel schicker ist ein wadenlanger Hänger mit weiten, ellbogenlangen Ärmeln, der am Hals durch eine Schleife oder einen großen Knopf geschlossen wird. Neu sind in diesem Jahr klassische Reversschnitte mit Seitenschlitzen und Bindegürtel, die wie die Sommerkostümchen mit Paspeln oder Tressen eingefaßt sind. Die in Italien so beliebten Marinieres, die zu Shorts oder langen Hosen gleich gut aussehen, nimmt man einfarbig oder quergestreift, je nach

Hose. Für den Weg zum Strand oder als Sonnenschutz gibt es leichte Hemdblusen, die man mit einem passenden weiten Rock kombiniert oder über der Hose flattern läßt. Schick am Strand sind auch die Babydolls, oft passend zum Bikini, oder Strandmäntel aus gemusterter Baumwolle, die, mit einfarbigem, leichtem Frottee gefüllt, den Bademantel ersetzen. Oder was halten Sie von einem gar fünfteiligen Ensemble, das aus Corsage, Shorts, Hemdbluse, weitem Rock und langen Hosen besteht? Hier sind der Kombinationslust wirklich keine Grenzen gesetzt. Apropos Shorts: knapp, kurz und gut geschnitten sollen sie sein! Ein fescher Strohhut, eine aparte Sonnenbrille und eine breite Frotteestola mit langen Wollfransen vervollständigen die Strandgarderobe.

Hungern für die Taille?

Waren das doch Zeiten voriges Jahr, als man ungegürtet durch die heißen Sommertage gehen konnte! Beinahe noch schöner aber war, daß man so manches Sahneeis mit ungetrübtem Genuß verzehren konnte. Denn wer sah es schon so genau, ob die Taille schlank oder leicht mollert war. In diesem Frühjahr nun hat so manche Frau mit Ensetzen festgestellt, daß die Sahne- und Kuchensünden sich gerade in der Taille behaglich breitgemacht haben. Das unbestechliche Maßband zeigt nun mehr Taillenumfang, als man gewohnt war. Und das jetzt, wo die Taille wieder im Blickpunkt steht, wo sie schmal und schlank sein soll, damit die breiten Gürtel richtig wirken. Soll man hungern für die Taille? Soll man turnen oder sich in ein festes Korsett pressen? Mit Hungern hat noch keiner Speck von einer bestimmten Stelle weggekriegt. Gymnastik, hauptsächlich Rumpfkreisen, ist da schon besser. Am besten aber, wenn man sich einen guten Hüfthalter mit Taillenbund oder eins der neuen federleichten Corselets anschafft, die mit dem stäbchenbewehrten „Panzer“ unserer Mütter kaum noch etwas gemein haben. Es gibt heute für jede Größe hervorragend sitzende Corselets, Hüfthalter oder Miederhöschen, die man dank der leichten Materialien, wie Nylon- oder Perlongummi, Tüll- oder Rüschengummi, kaum auf der Haut spürt, die der Figur aber Halt geben und sie gut formen. Reißverschlüsse vorn erleichtern das An- und Ausziehen, und selbst für die großen Dekolletés ist mit Außenträgern, Büstenteilen in Halb- oder Dreiviertelschalenform und tiefen Rückenausschnitten vorgesorgt. Starke Hüften oder Bäuchlein werden durch feste Stoffteile oder schräglaufende Gummibahnen wegretuschiert. Wirklich, die Mieder von heute sind für jede Frau, die gut aussehen und sicher sich bewegen will, zu einem unentbehrlichen „ersten Kleid“ geworden.

Und wieder . . . Hemdblusenstil

Sie sind wieder da — die so heißgeliebten kleinen Kleider im Hemdblusenstil. Kein weibliches Ohr, das solche Nachricht nicht gern vernommen hätte! Sind wir doch alle verliebt in den Hemdblusenstil — und Stil ist ja heute wichtiger als Mode.

Der Argumente für unsere Schwäche sind viele. Zuerst die Behauptung, daß man ein Hemdblusenkleid immer tragen kann. Das stimmt — natürlich mit Einschränkung. Daß „immer“ ist nur gültig, wenn jeweils das richtige Material gewählt wird: Baumwolle, leichte Wolle, Chemiefasergewebe, Cord z. B. für den Vormittag. Eleganter Dralon-Mousseline, Honan, reinseidener Twill für den Nachmittag. Chiffon oder Lame für die Cocktailstunde. Auch das Dessin muß mit der Tageszeit gehen, wenn das „immer“ stimmen soll; und die Figur — na ja, der Schick des Hemdblusenkleides liegt in der Betonung der schmalen Taille. Wir erlauben dem Hemdblusenkleid oder „Chemisier“ heute viele Freiheiten. Ganz ohne Ärmel wird es noch als solches anerkannt, und sogar kragenlos lassen wir es noch gelten, sofern es vorn geknöpft ist und irgendwie hemdähnlich wirkt. An den Rock werden wenig Ansprüche gestellt. Er ist weit oder schmal und darf höchstens sportliche Taschen aufweisen. Mehr würde den Charakter verderben. Die Weite ist gereiht oder gefaltet — hier herrschen feste Gesetze.

Aber die Kragen! Da gibt es nun alles, was jung und hübsch und kleidsam ist. Vom klassischen Herrenhemdkragen ist allerdings nicht mehr die Rede. Auch die Ärmel variieren — in ihrer Länge und Weite und im Schnitt. Sind sie überhaupt vorhanden, so sind sie — die neueste Parole — halblang, eingesetzt, gerade. Natürlich gibt's auch viel kurze Ärmelchen. Ferner die angeschnittene Form mit Tendenz zur Stoffülle um Schultern und Oberarm, mit einem hübschen Aufschlagbündchen kurz unterhalb des Ellbogens.

„Zurück zur Taille, zurück zum taillenbetonten, breiten Gürtel“ — dies war fraglos Wasser auf die Mühle der Aktualität im Chemisierstil. Und so werden die Hemdblusenkleider wieder mit breiten, schönen und kostbaren Gürteln geziert.

Jede Frau kann gut gekleidet sein

— wenn sie richtig gekleidet ist. Dazu ist zunächst einmal ein großer Spiegel notwendig. Wir prüfen nun unsere Gestalt aufmerksam von allen Seiten. Eine Frau von 50, 60 Jahren kann natürlich nicht die jugendlich beschwingte Linie einer 20-jährigen haben, aber es ist auch nicht notwendig, daß sie nun modischen Anregungen gänzlich aus dem Wege geht.

Haben wir z. B. doch einmal ruhig Mut zur Farbe! Die allzu leuchtenden Farben überlassen wir natürlich den Jungen, aber es gibt wunderschöne Zwischentöne in Blau, Grün, Rot und Lila. Es muß durchaus nicht immer das feierliche Schwarz sein!

Kostüme und Kleider mit Jäckchen wirken sehr angezogen, besonders wenn der Stoff von guter Qualität ist. Ein schicker Hut, Handtasche und Handschuhe und ein modischer Schuh mit halbhohem Absatz begleiten das Ensemble. Diese Accessoires müssen allerdings farblich gut dazu abgestimmt sein. Alle Längsaufteilungen in Linie und Stoffmuster geben der Figur eine streckende Wirkung und sollten daher von kleinen und etwas fülligen Frauen bevorzugt werden. Große auffallende Muster sollten vermieden werden, besonders das jugendliche Karomuster. Kleine Phantasie-muster, Punkte und dezente Blumenmuster dagegen kann sich jedes Alter erlauben. Wer sich diese kleinen Anregungen zunutze macht, wird immer gut und modisch angezogen sein — auch im reifen Alter.

Was ist das — ein Twen?

Ein Twen, das ist ein männlicher Teenager. Die Herrenmode hat diesen Ausdruck geprägt. Zuerst war man sich gar nicht recht einig darüber, wie man einen der Mode gegenüber aufgeschlossenen jungen Mann um die Zwanzig herum bezeichnen sollte. Auch das Wort „Junior“ wurde vorgeschlagen, es hat sich aber nicht durchgesetzt: Der Gegensatz zum „Senior“ schwang unausgesprochen mit und außerdem ist der Ausdruck Junior zu lang und nicht lebensfroh genug, um unseren jungen Mann richtig zu charakterisieren.

Dabei ist für den Twen nach oben und nach unten gar keine Altersgrenze gezogen; man kann nicht sagen, mit 16 Jahren beginnt der Twen, und mit 25 hört er auf. Auch „ältere“ Herren mit jungen Herzen können die Twenmode mitmachen; nur eines müssen sie mitbringen, und zwar etwas sehr Wichtiges: die Figur. Auf die Figur kommt es nämlich bei der Twenkleidung an, die Figur ist das Entscheidende. Es stimmt nämlich gar nicht, daß ein richtiger Twen papageienbunt angezogen sein muß. Manchen jungen Leuten gefallen die bunten Farben, und die älteren sollten darüber nicht schulmeisterlich die Nase rümpfen und sagen, die jungen Leute von heute haben keinen Geschmack. Bunte Farben soll tragen, wem es Spaß macht — die Twenmode jedenfalls ist viel mehr durch den Schnitt der Anzüge, Mäntel und Sakkos gekennzeichnet als durch knallige Farben. Der Bekleidungsindustrie und dem Einzelhandel war vor einigen Jahren nicht entgangen, daß die jungen Männer nach einem bestimmten Anzug suchten und daß sie oftmals zu den Blue-jeans griffen, ob-

wohl ihnen klar war, daß diese Nietnagelhosen für viele Zwecke einfach ungeeignet sind. Die Nietenhosen aber sind weg! Ein großes Herrenkleiderwerk machte daraufhin einen Test. Man lud ungefähr 100 junge Leute einer nahe gelegenen Hochschule in einen Omnibus und brachte sie in die Fabrik. Dort führte man die jungen Männer in einen großen Verkaufsraum, in dem nur Anzüge aus dem gleichen einfarbig-grauen Stoff hingen, die aber in den verschiedensten Formen gearbeitet waren. Man ließ die Gäste ohne Aufsicht nach Herzenslust probieren und dasjenige Kleidungsstück aussuchen, das ihnen am besten gefiel. Allgemeine Überraschung: Rund zwei Drittel hatten die gleiche Form gewählt. Es waren schlank geschnittene Anzüge mit bund- und schenkelenger Hose ohne Umschlag, schräg eingeschnittenen „Flügel“-Taschen, deren Sakkos ebenfalls um die Hüfte schlank, in der Schulter aber wuchtig geschnitten waren. Diejenigen der jungen Leute, die keinen solchen Anzug gewählt hatten, wurden nach dem Grund gefragt: Die Anzüge in diesem Schnitt hatten nicht ausgereicht!

Dieser Test hat eindeutig bewiesen, was für eine Anzugform die männliche Jugend sucht. Sie ist nun einmal stolz auf ihren schmalhüftigen „Stromlinienkörper“ und will die gute Figur auch durch den Schnitt des Anzugs betont sehen. Durch die Ausarbeitung einer martialischen Schulterbreite, die noch unterstützt wird durch geschickte Übergänge von der Brustpartie zum Ärmel — der Ärmel ist dabei keulenförmig eingesetzt — und betont schlank gehaltener Hüftpartie, wird dem Twen die Sportfigur verliehen, die er sich erträumt. Zehn Jahre Kriegs- und Nachkriegszeit und auch die Uniformierung schon vorher haben die Kultur der Bekleidung beim Herrn unterbrochen. Vor allem der heranwachsenden Generation war der Sinn für korrekte Kleidung verlorengegangen. Starke Einflüsse aus Amerika, die durch den Film bis ins kleinste Dorf drangen, prägten die Anschauungen der jungen Menschen weitgehend und bestimmten auch die Form, sich zu kleiden. Salopp wurde beliebt; Ungezwungenheit in der Kleidung wirkte mit, die Bezeichnung „Halbstarke“ ins Gespräch zu bringen. Wiederum zeichnete sich eine Uniformierung bei der männlichen Jugend ab, die durch den Umstand gefördert wurde, daß der junge Mann eine korrekte Kleidung, die seinem Geschmack entsprochen hätte, nicht fand. Mit der Twenmode ist nun diese Form für die korrekte Kleidung der jungen Männer gefunden. Ein bißchen lebhafter als beim gesetzten Herrn dürfen und werden die Farben immer sein, die der junge Mann wählt — er will sich auch dadurch vom älteren Herrn unterscheiden und seiner Lebensfreude Ausdruck verleihen.

GELD



richtig anlegen

Sparen für das eigene Heim

Kontensparen bei Banken und Sparkassen, so haben wir gesehen, eignet sich vor allem, wenn man sich eine „eiserne Reserve“ halten oder für ein Fernsehgerät, ein Auto oder dergleichen kurzfristig sparen will. Wer sein Geld auf lange Sicht anlegen möchte, für den sind Bausparen und Lebensversicherungen weitere reizvolle Geldanlagen.

Das eigene Haus ist ein Wert, den man nicht genau in Heller und Pfennig ausdrücken sollte. Man ist sein eigener Herr, hat seinen Garten dabei, braucht sich nicht mit Hauswirten und unangenehmen Nachbarn herumzuzürgern und hat eine gewisse Sicherheit in schlechten Zeiten. Daneben ist das Eigenheim aber auch eine der beliebtesten Formen der Kapitalanlage, und man sollte es deshalb auch durch die Lupen „Rentabilität“, „Wertbeständigkeit“ und „Liquidität“ ansehen.

Um zu einem eigenen Haus zu kommen,

bedient man sich in den meisten Fällen der Bausparkassen. Das ist sehr günstig, denn der Staat tut das Seine dazu. Vor allem in Form von Prämien, die jeder Bausparer erhält und die bis zu 400,— DM im Jahr ausmachen können. Wenn zum Beispiel ein Verheirateter mit ein oder zwei Kindern 1481,— DM im Jahr spart, erhält er bereits diesen Höchstbetrag als Prämie vom Finanzamt dazu. Bei einer Eigenleistung von 800,— DM bekommt er

erlichen Vorteile, und für das Verkaufen braucht man einen Käufer. Ob er im richtigen Moment zur Hand ist, kann natürlich niemand garantieren.

Eine andere Frage ist es, ob der Bau eines Hauses rentabel ist. Das Argument, man zahle im eigenen Haus keine Miete mehr, ist

eine Milchmädchenrechnung,

denn statt der Miete zahlen Sie nun Zinsen an Ihre Bausparkasse ($4\frac{1}{2}$ oder 5 Prozent). Die Tilgungszahlungen sind dagegen keine Kosten, denn dadurch erhöht sich ja Ihr Vermögen. Um zu errechnen, wie teuer es ist, im eigenen Hause zu wohnen, müssen Sie zu den laufenden Unkosten die Zinsen hinzuzählen, die Sie für Darlehen usw. zahlen und — was meist vergessen wird — die Zinsen, die Sie bekommen würden, wenn Sie Ihr Eigenkapital anderweitig angelegt hätten. In den meisten Fällen werden Sie dann zu der Überzeugung kommen, daß es gar nicht so billig ist, im eigenen Haus zu wohnen, wie man meist glaubt. Aber natürlich wohnen Sie dafür besser, können einige Räume vielleicht vermieten und haben vor allem ein sicheres und ziemlich wertbeständiges, ja, im Werte steigendes Eigentum. Außerdem, wie gesagt, schenkt Ihnen Vater Staat einen Teil der Baukosten.

Risikoabsicherung — Lebensversicherung

Für die Lebensversicherung gilt das gleiche wie für das Eigenheim: Man kann ihren Wert nicht nur nach Heller und Pfennig messen. Wenn Sie die Auszahlung, die meist im 65. Lebensjahr erfolgt, deren Termin Sie aber bei Vertragsabschluß selbst bestimmen können, nicht mehr erleben, dann ist eine Lebensversicherung eine gute Kapitalanlage — für Ihre Erben. Aber auch, wenn man sich das Geld auszahlen läßt, hat die Lebensversicherung einige beachtliche Vorzüge: Sie können die Beiträge als Sonderausgaben von der Steuer absetzen, und Sie erhalten am Auszahlungstag einen Kapitalbetrag in die Hand, mit dem Sie Ihre Rente beträchtlich aufbessern können. Die meisten Lebensversicherungen gewähren heute eine „Gewinnbeteiligung“, wodurch bei entsprechender Laufzeit die eigentliche Abschlußsumme oft beträchtlich erhöht wird. Wenn man von dem Versicherungsschutz einmal absieht, hat die

Lebensversicherung als Kapitalanlage einige Nachteile

Vor allem ist sie schwer flüssig zu machen. Zwar kann man sie beleihen, kann dann aber in den meisten Fällen die steuerlichen Vergünstigungen nicht in Anspruch nehmen. Selbstverständlich ist sie auch kündbar. Der Betrag, den man dann ausgezahlt bekommt, entspricht aber gerade eben

der Summe, die man eingezahlt hat, so daß man sein Geld praktisch zinslos angelegt hat. Wenn man den vereinbarten Auszahlungstag erlebt, ist die Effektivverzinsung ebenfalls niedriger als bei anderen Geldanlagen. Schließlich muß man bei den langen Laufzeiten der Lebensversicherungen mit einem gewissen Kaufkraftschwund rechnen.

Trotzdem — Ihre Angehörigen werden Ihnen dankbar sein, wenn Sie wenigstens für einige Zeit versorgt sind, falls Ihnen einmal etwas zustoßen sollte. Hoffentlich werden Sie steinalt, aber wer kann das wissen?

Pfandbriefe und Anleihen

In Süddeutschland ist der Pfandbrief eine der beliebtesten Sparformen, in Norddeutschland ist er dagegen weniger verbreitet. Dabei hat er einige sehr angenehme Eigenschaften. Pfandbriefe werden von den sogenannten Realkreditinstituten ausgegeben, die mit den Erträgen in erster Linie den Wohnungsbau finanzieren. Das aufkommende Geld wird in Hypotheken, also sehr sicher, angelegt. Der Inhaber eines Pfandbriefes erhält einen festen Zins, für die Effektivverzinsung sind aber auch der Ausgabekurs und der jeweilige Börsenkurs maßgeblich. Der Ausgabekurs ist im allgemeinen zwei bis drei Prozent niedriger als der Nennwert, den der Inhaber auf jeden Fall zurückerhält, wenn die Laufzeit abgelaufen ist. Der Börsenkurs ist meist sehr beständig. Er sinkt, wenn Pfandbriefe mit höherer Verzinsung ausgegeben werden, und er steigt im umgekehrten Fall. Die Schwankungen sind jedoch im allgemeinen sehr gering. Vorteile des Pfandbriefes: Verhältnismäßig hohe Verzinsung, unbegrenzte Liquidität, da Sie ihn täglich kaufen und verkaufen können, hohe Sicherheit.

Das gleiche gilt für Staats- und Kommunalanleihen und für Industrianleihen, die in den meisten Fällen etwas höher verzinst werden (gegenwärtig bis zu 8 Prozent, dafür liegt aber dann der Kurs etwas höher). Pfandbriefe und bestimmte Anleihen kann man

auch steuerbegünstigt

erwerben, muß sie dann aber fünf Jahre festlegen. Dafür gilt das gleiche wie für die steuerbegünstigten Sparverträge. Der Vorteil ist lediglich die etwas höhere Verzinsung des Wertpapiers gegenüber dem Sparkonto.

Pfandbriefe oder Anleihen zu kaufen, ist demjenigen zu empfehlen, der auf seinem Konto schon etwas mehr als ein paar hundert Mark gespart hat, sagen wir 800,— oder 1000,— DM. Man geht dabei kein Risiko ein, hat eine gute Verzinsung und kann jederzeit über sein Geld verfügen.

216,— DM Prämie, bei 400,— DM sind es immerhin noch 108,— DM usw. Die Prämie wird seinem Guthaben zugerechnet und genauso mit 3 oder $2\frac{1}{2}$ Prozent von der Bausparkasse verzinst wie seine eigene Leistung. Im ersten Jahr hat man dadurch eine Effektivverzinsung von fast 30 Prozent! Allerdings wird sie mit zunehmendem Guthaben prozentual geringer.

Sie brauchen nicht unbedingt baulustig zu sein,

um die Prämien eines Bausparvertrages auszunützen. Nach fünf Jahren können Sie sich sogar Ihr Guthaben in voller Höhe bar auszahlen lassen. Tun Sie das vor Ablauf von fünf Jahren, werden Ihnen die Prämien oder Steuervergünstigungen allerdings abgezogen. Sie können Ihren Bausparvertrag auch vorher verkaufen, müssen dann jedoch sorgfältig prüfen, ob das nicht „prämienschädlich“ ist.

Übrigens sparen Sie auch nach dem Bauen noch erheblich Steuern, denn Sie können innerhalb von 12 Jahren 50 Prozent der Herstellungskosten Ihres Hauses von Ihrem steuerpflichtigen Einkommen absetzen.

Bausparen ist also vom Standpunkt der Verzinsung eine äußerst günstige Geldanlage. Sie hat nur den Nachteil, nicht sehr liquide zu sein.

Immerhin kann ein Bausparvertrag beleihen, verkauft oder gekündigt werden. Beim Beleihen und Kündigen verliert man aber im allgemeinen einen Teil der steu-

Heinrich Lersch

Wir besuchten wieder einmal Erika Lersch, diesmal in Heimersheim an der Ahr in einem Altersheim. Ihre Tochter Leni wohnt im gleichen Weinorte, Lenis Sohn Thomas kommt fast täglich zur Oma Erika und holt sich „was Süßes“ ab, und die Oma, die Erika Lersch, besucht sehr oft ihre Tochter Leni; es ist ein reges Hin und Her, ein ausgefülltes Dasein mit kleinen Altersbeschwerden und großen Freuden. Leni hat zwei Söhne, wie Erika zwei hatte, diese zwei Söhne haben nun wieder fünf, also sieben Enkel, gar nicht schlecht; und dazu ein Herz voller Erinnerung an die achtzehn Jahre, die sie mit Hein verheiratet war, Jahre der Liebe, der Not und des Ruhmes.

Wir sitzen Erika in einem hübschen Zimmer gegenüber. Auf dem Tisch stehen Zinnien, die Hein sehr liebte. Sein Bild hängt an der Wand. Seine Bücher stehen im Regal. Erika erzählt. Von wem? Von Hein natürlich.

Sie lernte ihn im Frühling 1916 kennen, sie sah ihn zum erstenmal in einem festlichen Konzert in Mönchen-Gladbach: Er hatte für die Gefallenen der Stadt einen Prolog geschrieben. Gewöhnlich tat dies Erikas Mutter, eine literarisch begabte Dame, und Erika, die älteste von den vier Schwestern Köchlin, mußte gewöhnlich die Verse der Mutter sprechen. Aber diesmal nahm ihr ein junger Mann das ab: Heinrich Lersch. Und da saß er, ein etwas kleiner Mann, ein Soldat, ein Dienstuntauglicher, in der Champagne verschüttet gewesen. Erika verliebte sich zuerst in seine wunderbaren Augen, erst dann in die Verse, die er in einem rheinisch gefärbten Deutsch vortrug. Sie bewunderte den Soldaten auf der Bühne, der schreiben und vortragen konnte. Ihre Mutter konnte nur schreiben — sie, Erika, nur vortragen. Noch was: Er schrieb besser als die Mutter und trug schöner vor als die Tochter. Ein neues Buch von ihm war erschienen: „Herz, aufglüh dein Blut.“ Über Nacht war er berühmt geworden. Vor dem Kriege brachte er schon ein Versbuch heraus: „Abglanz des Lebens.“ Eine Zeitung nannte den Kesselschmied einen „Dichterfürsten“. Schön, und diesen Fürsten der Poesie lud Mutter Köchlin in ihr Bürger-

haus ein, um ihn näher kennenzulernen. Hein kam eine halbe Stunde vor der ausgemachten Zeit. Aber nicht der Hunger hatte ihn getrieben, vielmehr das Verlangen nach der bildschönen Erika, achtzehn Jahre alt, geistig sehr aufgeschlossen. Er blieb bis spät nach Mitternacht, erzählte von seinen Wanderungen in Deutschland und Italien und wie er in Wien in der „Arbeiter-Zeitung“ die ersten Gedichte veröffentlichte. In Wien lernte er Alphons Petzold kennen, einen armen Dichter, aus der Arbeitermasse aufgestiegen. Hein erzählte, wie er mit Hans Leifhelm, einem anderen Dichter aus Mönchen-Gladbach, in Florenz war und wie er dort als Gärtner arbeitete. Ja, viel hatte er mit seinen Freunden, den Tippelbrüdern, den Vagabunden auf den Landstraßen und in den Herbergen erlebt. Und im Hafen von Rotterdam brüllte er vor Begeisterung, als ein Überseedampfer am Kai anlegte. Da wurde ihm zum erstenmal glühend bewußt, daß dieses Schiff auch die hammerschwingenden Kesselschmiede gebraucht hatte, um fertig zu werden und über die Weltmeere zu rauschen. Und auch er war einer von der verwegenen Bande, deren Werk dem Lande und der ganzen Welt notwendig war. Ja, und dann las er Mutter und Tochter einige neue Verse vor, ein auch poetisch beschwingter Mann — sein Dialekt stört nicht, er gehört einfach zu ihm wie die schönen Augen.

Der Abend lockt andre Abende herbei. Zwischen neuen Besuchen schickt die Mutter Erikas, um den Dichter zu ehren, ihm einen richtigen Lorbeerkranz ins Haus. Solche Kränze des Ruhmes hängen oder hängten die Berühmten an die Wand ihres Arbeitszimmers. Hein hatte keins. Sein Arbeitszimmer war die väterliche Schmiede, ein Blasebalg gehörte dort hinein, ein Amboß, viele Hämmer, das Schmiedefeuer, aber kein Lorbeer. Da hängt Hein entschlossen den Ruhmeskranz auf dem abseitigen Örtchen auf, in dessen Türe hier und da ein Herz eingeschnitten wird, damit Licht in die Dunkelheit kommt. Aber der Kranz blieb nicht lange dort hängen, Mutter Lersch holte ihn, Lorbeer ist ja auch ein gutes Gewürz. Und die Blätter aus dem Kranze des jungen Ruh-

mes würzten über zwei Jahre die Speisen der Kesselschmiede.

„Wer nun zuerst verliebt war, Hein oder ich“, erzählte uns Erika, „das weiß ich nicht mehr. Aber es war keine Liebe auf den ersten Blick, vielleicht auf den zweiten und dritten. Oder vierten. Aber sie war plötzlich da. Heins Augen funkelten immer mehr, und dann unternahm er einen lyrischen Sturmangriff auf mein Herz, das achtzehnjährige; er, Hein, war damals siebenundzwanzig.“

Die Eltern waren entsetzt, ich war doch damals halb und halb verlobt mit einem Ingenieur, der die Sicherheit und den Frieden eines geordneten Lebens garantierte, wie Mutter und Vater behaupteten. Dieser Lersch, na ja, berühmt, ein Dichter, aber — ein Kesselschmied! Ein armer Schlucker. Nach vielen Tränen gab's für mich nur eine Entscheidung: Hein. Der andre aus gutem Hause war außerdem noch älter als Hein, neun Jahre, also genau sechsunddreißig.“

Hein siegte, Hein eroberte Erika, wurde immer lyrischer und begann seine bekannten „Sechzehn Sonetten“ an Erika zu schreiben. Julia, so wird berichtet, war gerade fünfzehn, als ihre große Liebe mit Romeo begann — Erika war immerhin schon achtzehn. Es gab neben dem Süßen viel Bitteres, große Kräche, heftige Auseinandersetzungen mit den Eltern in den kommenden Monaten und Jahren. Trauer und Leid mußten die Verliebten tragen. Endlich, im Sommer 1918, sprach Hein das kühne Wort:

„Wir haben ab“ ...

Zuerst fuhren sie nach Essen zu dem Dichterfreund Heinrich Zerkaulen. Dann waren sie bei dem Zahnarzt und Dichter Josef Winckler in Moers, bei Jupp, mit dem Hein eine lebenslange Freundschaft verband, genauso wie mit Jakob Kneip und Hans Leifhelm, die in Berlin aufgesucht wurden. Schließlich reisten sie nach Hamburg zu Richard Dehmel, dem großen Lyriker sozialer Verse. Er wohnte in einem schönen Haus, aber das war ein Geschenk seiner Frau, von Versen konnte auch Dehmel nicht satt werden. Sie hatte sich sehr für die aufsteigenden sogenannten Ar-

beiderdichter eingesetzt, etwa Gerrit Engelke an Paul Zech und an die Werkleute auf Haus Nyland verwiesen. Erika erzählt über den Besuch:

„Und als wir dann in Hamburg waren, erschrak ich: Dehmel ähnelte ja meinem Vater! Hein und Dehmel unterhielten sich angeregt, plötzlich mußte ich laut heulen. Da sagte Hein: ‚Ich weiß, warum du weinst, Vater Dehmel ähnelt deinem Vater.‘ Dehmel lächelte, sein sonst so dunkles Gesicht erhellte sich, und er sagte: ‚Ach, Lersch, es wird alles wieder gut.‘ Nun, wir waren acht Tage in Hamburg, und immer, wenn ich an Dehmel denke, muß ich lächeln, weil er ‚Lersch‘ zu mir gesagt hat.“

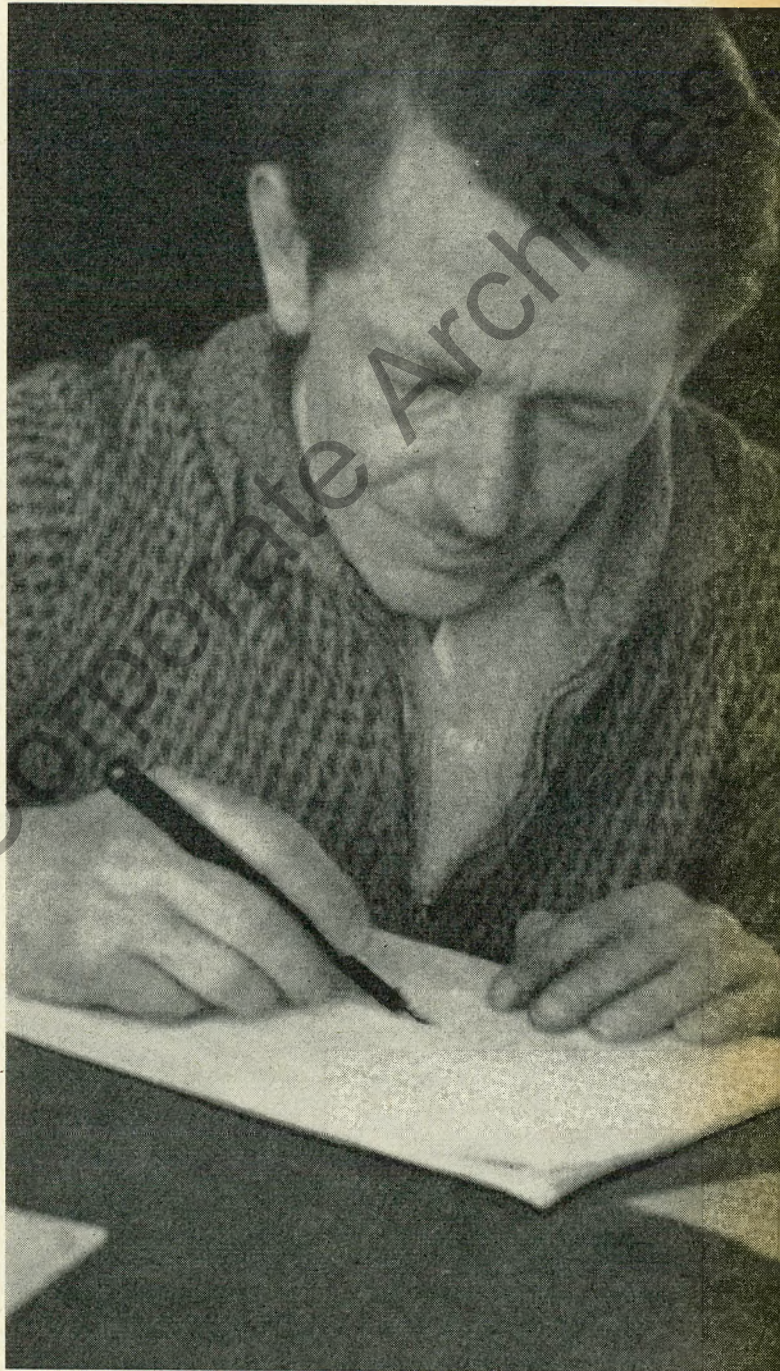
Überall waren sie gastlich und liebevoll aufgenommen worden. Sie waren zum erstenmal gemeinsam in der Fremde, und sie liebten sich ja. Dann ging es an den Rhein, nach Düsseldorf. Dort sollte Hein lesen. Hundert Mark Honorar warteten auf ihn. Viel Geld für die Herumtreiber! Aber bei der Lesung sah Hein immer nach der Türe, als erwarte er seinen Schwiegervater, der die hundert Mark einkassierte, einen Mann mitbrachte, der Hein als Entführer einer Minderjährigen verhaftete.

Nun, es kam ganz anders; Familie Köchlin gewöhnte sich an den Kesselschmied Heinrich Lersch. Am 21. Dezember 1918 wurde die Hochzeit gefeiert. Der Krieg war vorbei. Die Revolution erschütterte das Land. Aber — „das Leben lag ja vor uns“, sagte Erika, „die Freundschaft, die Liebe. Hein versuchte, mir Rosen auf den Lebensweg zu streuen, wie er’s in einem seiner Sonette versprochen hatte. Aber — nun ja, auf Rosen gehen, das ist nicht immer leicht. Wie oft rutscht man da aus.“

Das und noch mehr sagte und erzählte sie, dann bummelten wir durch das lang hingestreckte Dorf an der Ahr zu ihrer Tochter Leni.

Erika erzählte unterwegs von ihren Söhnen Gerrit und Edgar und stolz von den sieben Enkelsöhnen. Aber den Stolz dämpfte Lenis Nachricht, daß ihr Ältester, der Thomas, wieder mal auf Wanderschaft gegangen sei, schon drei Stunden, und wo denn der Kerl sei! Nun, er kam lachend und dreckbesmiert, und die Herzen der beiden Frauen schmolzen vor Zärtlichkeit. Die Kinder — nein, es war für Erika nicht immer leicht gewesen. Sie lernte Arbeitslosigkeit und Krankheit kennen, bittre Not und wenig Brot im Hause. Hein verdiente natürlich, aber er hatte keine festen Einnahmen. Außerdem war er ein Mann, der leicht das Geld wieder ausgab, dabei kein Liederjan oder Verschwender, nein, eine Seele von einem Menschen, der sein Geld einfach verschenkte an Kollegen oder Freunde, die noch weniger hatten als er. Eine bessere Frau als Erika hätte er auf

Am 12. September wäre Heinrich Lersch, der große Arbeiterdichter, 70 Jahre alt geworden. Da ist es wohl notwendig, über ihn zu sprechen.



seinem gefährlichen Lebensweg gar nicht haben können. „Rosen auf dem Lebensweg“, das schon, aber diese Rosen waren oft sehr dornig, nicht nur für Erika, sondern auch für Hein. Und doch — was hat dieser Mann in seinen

knapp fünfzig Jahren nicht alles getan, geträumt, erlebt, gefühlt, gedacht und verkündet. Ein Mann mit scharfem Verstand, aber er ließ nur das Herz entscheiden. Dem schaffenden Menschen und den Kindern galt seine Liebe, galt sein Werk.

Gewaltig klingt eine Hymne der Arbeit in seinem wohl berühmtesten Gedichtbuch: „Mensch im Eisen“, das 1926 erschien. Das Buchhändler-Börsen-Blatt nannte diese Neuerscheinung „das beste Buch des Jahrhunderts“. Nun, das ist, das war auch so ein Lorbeerkrantz, und wir wissen, was Hein mit solchen Dingen machte.

Aber — wie lebte denn dieser singende Kesselschmied? Wovon lebte er? Konnte er in Ruhe und Sicherheit an neue Bücher gehen? Nun, das erfahren wir aus einem Brief, den er 1927 an einen Reichstagsabgeordneten schrieb. Da heißt es:

„Momentan brauche ich so viel, um mit meiner Mutter, die jetzt die siebente Woche krank liegt, eine Kur zu machen. Ist es nicht ein Jammer, daß man seine Mutter so leiden sehen muß, weil sie nichts annehmen will? Sie will es nicht, weil sie weiß, wie groß die Armut bei uns ist und sie mich nicht noch mehr belasten will. Sie hat sich ein halbes Jahr bis zum Tode unsres Vaters geopfert, Tag und Nacht, und nun liegt sie selber zwischen Tod und Leben, und niemand hilft ihr, weil kein Geld da ist. In unserem Hause, wir wohnen alle bei ihr, verdient nur ein Bruder in der Kesselschmiede 35 Mark die Woche, die älteste Schwester ist krank, mein einarmiger Bruder hat Arbeit in der Badeanstalt bekommen, aber er ist erst zwei Tage dort ...“

Und doch ist „Mensch im Eisen“ nach den Kritiken eines der besten Bücher geworden. Man bespricht es als die „Edda der Metallarbeiter“. „... Ich sage frei heraus, daß ich mich nicht als Person fühle, die dichtet und schafft, sondern als Volk. ... Ich blamiere mich nicht, wenn ich arm bin. Ich habe alles gegeben und vertraue dem Schicksal trotz alledem ... Wäre ich bloß gesund, machte ich noch ein paar Jahre weiter. Das Versorgungsamt in Düsseldorf hat meinen Antrag auf Erhöhung der Rente abgelehnt, erkennt meine Krankheit, die ich mir im Kriege zugezogen habe, nicht als Kriegsbeschädigung an. Ich habe im vorigen Jahre fast neun Monate unter entsetzlichem Elend in Davos und Italien gelegen, aber ich habe immer den Gesunden markiert, weil ich nicht zugab, daß ich wirklich krank sein sollte ...“

Er war ein armer, kranker Mann, von inneren Unruhen gehetzt, eine mitfühlende Seele, ein Hammerschwinger gegen das Unrecht, gegen die Ungerechtigkeit. Einmal notierte er: „Abgemagert und schlapp schleppte ich mich seit Jahren an guten Tagen zur Arbeit, um etwas Geld zu verdienen. Die Werkstattluft mit dem Schmiede- und Koksqualm reizten meine asthmatischen Lungen, außerdem war ich magenkrank ...“

Linderung für seine Leiden fand er endlich bei einem Heilkundigen in Bodendorf an der Ahr, wo er in den letzten Jahren seines Lebens wohnte. Neben dem „Mensch im Eisen“ erschienen seine Erzählungen „Hammerschläge“, „Manni“, ein entzückendes Kinderbuch, und sein Roman „Die Pioniere von Eilenburg“, ein Roman aus der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung. In Bodendorf — erst kampierte der Dichter mit der Familie in zwei kümmerlichen Zimmern — bekam er endlich eine anständige Wohnung. Und er baute sich — ein Mann im Glück — ein kleines Holz-

häuschen, ein „Studio“, wie er's zärtlich nannte, einen Treffpunkt für Freunde, die ihn dort besuchten. In der tiefen Stille des kleinen Häuschens schrieb und träumte er, plante die Vollendung großer Entwürfe, wie des Romans „Siegfried“, in dem er das Epos des heutigen Industriemenschen schaffen wollte. Das Fragment erschien mit einem Band Erzählungen und Briefen nach seinem Tode. Aber noch lebte er in seinem Studio. Über dieses Häuschen oberhalb des Dorfes berichtete einmal sein Freund, der Schriftsteller Matthias Schroeder. Erika las es uns vor:

„Wunderbar ist sein einzimmriges Arbeitshäuschen, von außen farbig gestrichen.
Davor liegt ein zierlicher Blumengarten, die Wege sind sauber mit Steinplatten belegt, am Rande vorbei locken reife Tomaten.
Lersch schließt die Türe auf, sie klemmt, er spricht mit ihr im Guten und im Bösen, knurrt zuletzt und versetzt ihr einen wuchtigen Fußtritt.
Da prallt die Türe quietschend gegen Hein, der das Gleichgewicht verliert und sich hinlegt.
„Haste gesehn Matthes — das Biest!“ sagte er lachend.
Drinnen rückt er einen Liegestuhl zurecht, setzt sich auf den kleinen Hocker vor den Schreibtisch und erzählt von seiner Arbeit.
Ich blicke durch das große Fenster:
Das Ahrtal ist in die Berge gefallen, zaubert die fernen Rheinberge auf die Bühne und läßt die Wucht des alten Stromes ahnen.
Lersch sieht meinen Augen nach und sagt:
„Den weiten Blick muß ich haben, muß weit sehen können — tief ins Land hinein ...
Im letzten Winter haben mir Jäger eine Scheibe kaputt geschossen, konnte nie herauskommen, wer das war.“
„Hat denn der Hase im Fenster gesessen?“ fragte ich.
Nun lacht er wie eine Feierabendglocke und sucht seinen Brieföffner in der Schreibtischschublade, den er zu seiner Freude auch dort findet ...
„Ich habe ihn zwar noch nicht gebraucht, aber er schneidet“, sagt er und fährt damit übers Weißbrot, aber das ist viel zu frisch.
Und da bricht es Hein einfach in Stücke.
Wir hocken, die Wurstscheiben in den Mund lancierend, uns wie in einer Kaffeepause gegenüber.
Vor uns, auf einer Kiste, die Brotbrocken, daneben die Wurst und ein Krug mit frischem Quellwasser ...“

Lieber J. H., liebe Freunde in Dortmund!

Es ist wunderbar, daß Ihr für meinen Mann, Heinrich Lersch,
ein Herz behalten habt und für sein dichterisches Werk eintretet.
Ihr wißt es, wie er in seinen Versen, Erzählungen und Romanen
für den schaffenden Menschen und die Brüderlichkeit
eingetreten ist.

Herzliche Grüße von der Abr, wo Hein zuletzt wohnte,
in den Koblenpott, dazu ein Bild von mir und meiner Tochter
Leni und ihrem Jungen Thomas. Leni hat zwei Söhne,
wie ich zwei hatte. Und diese meine zwei Söhne haben bis jetzt
fünf Söhne, also bin ich eine stolze, eine siebenfache Großmutter.
Ja, ja, das hätte Hein, der Menschenfreund, der Kinderfreund,
noch erleben müssen!

Seid begrüßt von
Eurer Erika Lersch



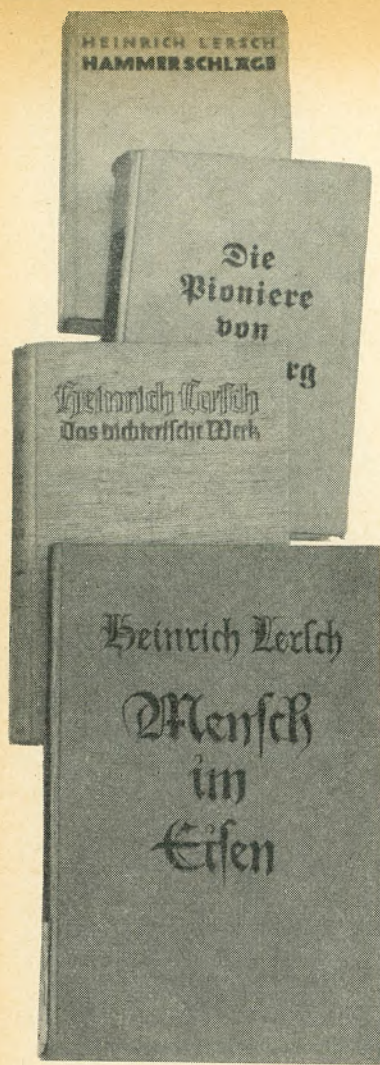
Lieber J. H., liebe Freunde in Dortmund!

Es ist wunderbar, daß Ihr für meinen Mann,
Heinrich Lersch, ein Herz behalten habt und für
sein dichterisches Werk eintretet. Ihr wißt es,
wie er in seinen Versen, Erzählungen und Romanen
für den schaffenden Menschen und die Brüderlichkeit
eingetreten ist. —

Herzliche Grüße von der Abr, wo Hein zuletzt
wohnte, in den Koblenpott, dazu ein Bild von mir
und meiner Tochter Leni und ihrem Jungen Thomas.
Leni hat 2 Söhne, wie ich zwei hatte. Und diese
meine 2 Söhne haben bis jetzt 5 Söhne, also bin
ich eine stolze, eine siebenfache Großmutter.
Ja, ja, das hätte Hein, der Menschenfreund, der
Kinderfreund, noch erleben müssen!

Seid begrüßt von

Eurer Erika Lersch.



Und du gabst mir, Schicksal, dem einzigen in dieser Stadt,
in dieser Landschaft, mir, dem einen unter Millionen,
die unruhvolle Seele des Schöpfers, des Dichters,
gabst mir allein unter Millionen, mir,
den sonst Verachteten, Ausgestoßenen und Armen Gesang,
gabst mir Gesang: eine Stimme weit über das Volk hin,
tönende Stimme des Liedes,
daß ich wiederklinge, daß ich, wenn ich sterbe,
wiedergeboren werde auf den Lippen eines Liebenden,
eines Stolzen, eines Weinenden.

Als Lersch 1936 starb — zerfallen mit einer Umwelt, die ihn als Dichter proklamierte, einen Mann, der mit dem Herzen dachte —, als er starb, wurde gerade in Amerika der Kampf um die Boxweltmeisterschaft ausgetragen. Es rauschte gewaltig im deutschen Blätterwalde über den Sieg. Auf den ersten Seiten knallte es nur so von Schlagzeilen — auf der dritten, vierten Seite wurde der Tod Heinrich Lerschs in drei, vier Zeilen abgetan. Die Propagandahymnen auf Lersch kamen erst später.

„Dichter sind keine Faustkämpfer, keine Boxer“, sagte Erika, die sich an damals erinnerte. Hein Lersch traf mit seinen Versen und Erzählungen empfindsamer die Herzen, als es ein Boxer kann. Dichter — sind das nicht die Erdbebenanzeiger von den seelischen Erschütterungen ihres Volkes? Ja, sie zeigen in ihren Liedern und Gedichten die Wunschträume des Volkes an, seine Siege und auch seine Niederlagen. Hein schrieb an Max Barthel einen wunderbaren Brief, in dem der Lersch sich zeigt, wie er leibt und lebt:

„... Derweile war ich in Alsdorf,
um an dem Massengrabe der Bergleute —
zweihundertfünfundachtzig Mann — zu sprechen.
Natürlich führte mich mein Weg auch in den Pütt,
und — ob ich mich da erkältet habe,
oder ob das leibhaftige Grauen mich würgte —
nachher hatte ich acht Tage Asthma gehabt.
Mit gieriger Wonne trieb ich den Preßlufthammer in die Kohle...
Die Bergwerkslampe,
die mir ein alter Kumpel nach seiner letzten Fahrt gab,
beleuchtet meine Dichterei,
und die Faust des alten Kumpels soll mich treffen,
wenn ich was dichte, was nicht wahrhaftig ist
wie das Leben eines Bergmanns.
Wenn ich Kultusminister wäre,
müßten alle Poeten ein Jahr in den Pütt,
damit sie einen Begriff von Menschenähnlichkeit kriegten...“

Ja, so war Hein, so haben ihn viele seiner Freunde beschrieben, herzlich, menschlich, brüderlich, ein Mann auf Du und Du. Auch Max Barthel besuchte mit Erika das Studio, aber da hatte der Krieg das Häuschen zerstört, der Garten war verwildert, die kleine Quelle plätscherte noch. Und Rosen standen da, die Lersch gepflanzt hatte. Eine davon durfte der Freund mitnehmen, eine rote natürlich, und sie steht jetzt an dem Berghang, wo er am Rheine wohnt. Und dort blüht sie Jahr für Jahr, wie sie in Heins Garten blühte und wie die Freundschaft blühte und blüht zwischen den Lerschs an der Ahr und den Barthels am Rheine.

Im Kampf und im Aufstieg der deutschen Arbeiter aus der proletarischen, geschichtslosen Masse zum „Sozialpartner“, wie es heute heißt, dröhnen die Hammerschläge, gellen die Posaunenstöße, lobsingend die Verheißungen der Arbeiterdichtung — voller Leuchtkraft und Klang die von Heinrich Lersch. Er, der rheinische Kesselschmied und Dichter, schrieb in seinem „Menschen im Eisen“ Gedichte und Gesänge, die uns noch heute ergreifen, von denen viele die Zeiten überdauern. Wie sah er sich selber als Dichter? In einem Gedicht „Danksagung“ sagt er:

Hein, der gerne nach außen den starken Mann spielte, ist in vielen seiner Briefe und Gedichte von erschütternder Zartheit. Siegfried, der Held der alten rheinischen Sage, badete im Drachenblut und wurde

unverwundbar, bis auf jene Stelle, auf die ein Lindenblatt fiel. Lersch — nein, jeder Dichter hat solche empfindsame Stellen, aber keiner hat sie so einfach, so großartig beschrieben wie Hein in seinen Versen:

Meine Augen

Viele Schmiede sind scheel,
mein Vater hat nur ein Auge, mein Bruder hat nur ein Auge,
meine Augen sind von Narben stumpf.
Ihr habt zwei Augen, ihr seht die Welt von zwei Seiten,
darum versteht ihr alles, verzeiht ihr alles und sagt:
Alles ist gut.

Besuch bei Erika Lersch. Zum Abschied gibt sie uns ein unveröffentlichtes Gedicht, einen Gruß an die Freunde in Dortmund, einen Gruß an alle schaffenden Menschen.

Seitdem ich mich an dem gigantischen Plan beteilige,
das Leben auf Erden neu zu ordnen,
den Menschen in seine ursprünglichen Rechte wieder einzusetzen,
der Sonne Gelegenheit zu geben, sich wieder mit den Menschen zu befassen,
die von ihr abgeschnitten sind in der endlosen Düsternis in den Bergwerken,
in den Hütten oder Büros — der Erde Gelegenheit zu geben,
ihre heißgeliebten Kinder ans Herz zu drücken,
den Hungernden Nahrung zu spenden, Labsal den Ermüdeten,
Sicherheit und Sorglosigkeit den Entwurzelten, den Verbannten,
den Gefangenen der Maschinen und Fabriken — klagt man mich an,
ich wolle Gott absetzen und die ewigen Gesetze überarbeiten,
an den Naturgesetzen herumbosseln,
nörgelnd den allmächtigen Vater kritisieren und ihm vorwerfen,
er sei ein liederlicher Hausvater, ein Nichtskönnner und ein Schludrian ...
Ich habe dem Meer vorgetragen, was sie mir sagten:
das Meer rauschte über die Welt hin,
in demokratischer Gleichheit alle Buchten erfüllend,
alle Ströme rannen von den Bergen zum Meer,
alle Quellen quollen aus der Tiefe —
ich habe der Luft vorgetragen diese Einwände:
da stürzte der Wind nach Norden und der Nordwind nach Süden,
von Osten stürmte die Luft an wie im Westen,
begierig alle Hohlräume zu umspielen wie alle greifbaren Dinge —
ich trug der Sonne die Lehre von der Menschenfreiheit vor,
dem Regen und der Fruchtbarkeit:
Zustimmung, nichts als Zustimmung gab mir das Meer,
die Luft, die Sonne, der Regen und die Fruchtbarkeit.

Die Werke von Heinrich Lersch

- „Abglanz des Lebens“, Gedichte, 1914
„Herz, aufglühe dein Blut“, Gedichte, 1916
„Siegfried“, Roman
„Deutschland“, Gedichte, 1917
„Vergiß du deines Bruders Noi“, Arbeitergedichte, 1917
„Die ewige Frau“, Liebesgedichte, 1919
„Wir Volk“, Dichtungen, 1924
„Mensch im Eisen“, Gesänge von Volk und Werk, 1924
„Die Kesselschmiede“, Roman
„Stern und Amboß“, Auswahlband, 1927
„Capri“, 1927
„Der grüßende Wald“, Legenden und Geschichten, 1927
„Manni! Geschichten von meinem Jungen“, 1927
„Hammerschläge“, 1930
„Mit brüderlicher Stimme“, 1933
„Die Pioniere von Eilenburg“, 1934
„Im Pulsschlag der Maschinen“, 1935
„Das dichterische Werk“, 1937
„Nachlaß“, 3 Bände, 1939—1941

In unserer Bücherei

finden sich folgende Werke von Lersch:

Das dichterische Werk. Darin: Mensch im Eisen. Mit brüderlicher Stimme, 1924

Hammerschläge, Roman, 1930

Manni, 1926

Die Pioniere von Eilenburg, 1934

Im Pulsschlag der Maschinen
Skizzen und Erzählungen aus dem Nachlaß, 1940

Siegfried und andere Romane aus dem Nachlaß, 1941/42



Der Vorsitzende des Landesverbandes, Gartenfreund Siebert, übergab die neue Fahne, mit der dann alle andern geweiht wurden, mit feierlichem Handschlag

Die Hütte war ganz groß vertreten bei der

Weihe der Kleingärtnerfahnen mit goldenem Erntekranz

Der „Goldene Erntekranz“, dem Stadtverband Dortmund der Kleingärtner zum fünften Male zugesprochen, ist die höchste Auszeichnung, die im Bundeskleingartenwettbewerb der Städte vergeben werden kann. Als stolzes Symbol der Treue und des Gemeinschaftsgeistes wurde der mit soviel zielstrebigem Bemühen von allen gemeinsam errungene Preis den fünfundsiebzehn neuen, grün-rot-weißen Kleingärtnerfahnen eingewebt, die an einem strahlenden Sonntagmorgen im August auf dem Gelände des Kleingartenvereins „Hafenwiese“ — das übrigens Eigentum unseres Hoesch-Eisenhandels ist — geweiht wurden.

Zu der würdigen, stimmungsvollen, im schön geschmückten Vereinsheim durchgeführten Feier, die den Auftakt zur Internationalen Kleingärtnerwoche im Rahmen der Bundesgartenschau bildete, waren unter den Vertretern von einundachtzig Kleingartenvereinen, den am Kleingartenwesen unmittelbar und mittelbar Beteiligten, aktiv oder fördernd Interessierten, viele unserer Belegschaftsmitglieder, die das Gärtnern als Hobby betreiben, und viele, die seelisch Anteil nehmen an der Freude, die die Verbundenheit mit der Natur auch und gerade im Kohlenpott zu schenken vermag: Es war eine Abordnung unseres Werksorchesters, die den impo-

santen Ein- und Ausmarsch der Fahnen zu einem unvergeßlichen Erlebnis gestalten half, die Feier umrahmte und den Weiheakt mit dem „Largo“ von Händel ernst untermalte.

Es war unser Männergesangverein „Westfalen“, der unter Leitung von Josef Schäfer mit vierzig Mann antrat, um mit Chorwerken wie „Am grünen Morgen“, „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“, „Das Land meiner Väter“ u. a. m. zum Ausdruck zu bringen, was so manchem im Saal das Herz sprengen wollte an Ergriffenheit, an Rückblick auf gemeinsam erlittenes und bestandenes Schwere, an Ausblick auf friedevolle Arbeit in einer besseren Zukunft, über die die neuen Fahnen wehen sollen.

Es war unser Werkfotograf Helmut Hering, der unter all den zahlreich vertretenen Pressefotografen bestimmt die meisten Aufnahmen machte, weil diese so schön gelungene Feier für die Belegschaftsmitglieder unserer Hütte von so vielen Gesichtspunkten aus bedeutungsvoll und des Erinnerns wert ist.

Der erste Vorsitzende des Stadverbandes Dortmund, Gartenfreund Kortmann, konnte so viele Gäste begrüßen, daß fast der Raum nicht reichte. Rektor Massong, der „Schulgartenpionier“ des Regierungsbezirks Arnsberg aus Dortmund-Dorsfeld, sprach den schönen Gartenprolog aus der „kleinen Erde“ von Thilo Scheller auswendig (allen Schulkindern zum leuchtenden Beispiel!). Der Vorsitzende des Landesverbandes, Gartenfreund Siebert, wies tiefbewegt darauf hin, daß diese Fahnenweihe einmalig in der Geschichte der Kleingartenbewegung der gesamten



Die Schrebergartenjugend „Erholung“, auch „Grasmücken“ genannt, spielte sich in die Herzen aller Zuhörer

Bundesrepublik ist. Versehen mit dem goldenen Erntekranz, ist die neue Fahne auch ein Symbol für das Vereinsleben unserer Schrebergärtner, das — wir wissen es alle — stets vorbildlich war und ist und bleiben wird.

Auch die Schrebergartenjugend „Erholung“, in der sich mancher Junge und manches Mädel aus unseren Hüttenfamilien befindet, bewies mit dem verinnerlichten Vortrag von „Kommt, reicht eure Hände“ und mit schmissig vorgetragener

Akkordeonmusik, daß sie den tiefen Sinn ihres Liedes für die Arbeit ihrer Väter und ihrer eigenen, künftigen Arbeit mit dem Herzen erfaßt haben: „Wenn wir schreiten Seit' an Seit'.“ Der Augenblick, in dem der Vorsitzende des Landesverbandes, Gartenfreund Siebert, die gesenkten Fahnen mit der neuen Verbandsfahne berührte, wird allen — den alten, erfahrenen Schrebergärtnern und der hoffnungsvollen Jugend — im Gedächtnis bleiben.

Bis auf den letzten Platz besetzt war der große Saal des selbstgebaute Vereinsheims des Kleingartenvereins „Hafenwiese“ während der ergreifenden Feier



Das Rätsel

Lösungen aus dem Augustheft

Lösung des Silbenrätsels

1. Grenadier, 2. Rauhbein, 3. Arnika, 4. Undine, 5. Tagedieb, 6. Ehrenamt, 7. Uruguay, 8. Riemenschneider, 9. Einfall, 10. Radrennen, 11. Fledermaus, 12. Rosine, 13. Erlangen, 14. Usedom, 15. Nebelhorn, 16. Dienstag, 17. Weg, 18. Sofke, 19. Tiger, 20. Aroma, 21. Lollobrigida, 22. Lodenmantel, 23. Eunuch, 24. Tresor, 25. Harlekin, 26. Fibsee, 27. Okarina, 28. Reuter, 29. Irmgard.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie.“

Lösung des Kreuzworträtsels „Den Dreizehn lichten“

Waagrecht: 1. Arosa, 5. Frist, 9. Nebel, 10. Latte, 11. Tenne, 13. Anker, 15. Kieme, 17. Stern, 18. Enter, 19. Satin, 22. Hagel, 25. Irene, 26. Ulema, 27. Enoel, 28. Niete, 30. Store, 32. Etter, 33. Eider.

Senkrecht: 1. Ananas, 2. Regent, 3. Ob, 4. albern, 5. Flanke, 6. Ra, 7. Stimme, 8. Teller, 11. Terrine, 12. Einfall, 14. Kette, 16. Etag, 19. Sirne, 20. Arbeit, 21. Nenner, 22. Hülse, 23. Empire, 24. Lanner, 29. Et, 31. Od.

Lösung „Kreuzworträtsel einmal anders“

Waagrechte Wörter: Prinzip, Allee, Lar, Elektra, so, Theorie, All, ira, Dis, Rio, Artemis.

Senkrechte Wörter: Palestrina, Ioh, Ilse, Egart, Zelt, Radom, Ar, Ili, Paracelsus.

Unser Preisrätsel Nr. 1

Die Lösung dieses Rätsels ist bis zum 15. November 1959 auf einer Postkarte an die Redaktion unserer Zeitschrift einzusenden. Selbstverständlich können die Lösungskarten auch in die bekannten gelben Briefkästen in den Betrieben eingeworfen werden. Die Karten dürfen nichts anderes enthalten als die Nummer des Preisrätsels, die Lösung und die vollkommene Anschrift des Einsenders. Gehen mehr als zehn richtige Lösungen ein, werden die Gewinner durch Los ermittelt. Die Verlosung erfolgt unter Ausschluss des Rechtsweges.

Zu gewinnen sind: 10 Gutscheine im Werte von je 5,— DM (einlösbar in unseren Verkaufsstellen).

Silbenrätsel

Aus den Silben:

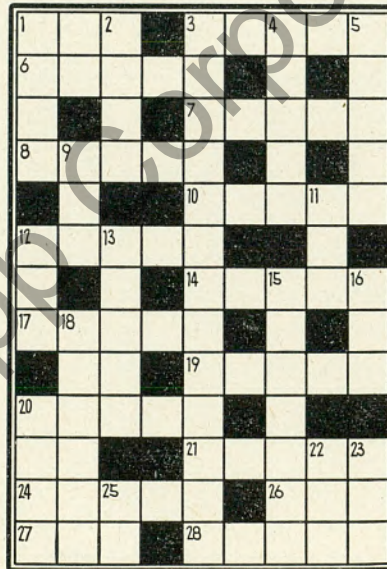
bo — bö — bril — ch — cho — dra
e — e — el — fuß — gel — geh — gen
hafi — huf — in — in — le — le — li
lich — lip — mit — na — ne — nen
nen — net — ra — re — re — schirm
schlitz — schutz — se — seh — sieb
sich — son — tah — tee — u

sind Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden. Die ersten und letzten Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, eine Tatsache, die jeder beachten sollte. (ch = ein Buchstabe)

1. SONNENSCHIRM
verhindert Sonnenbrand
2. INDRA
eine indische Gottheit
3. CHINESEISCH
wird im Fernen Osten gesprochen
4. ELLIPSE
eine geometrische Figur
5. REGENBOGEN
eine „Himmelserscheinung“
6. HYDRANTENFUSS
ein Gewächs, das man oft an Feld- und Wegrändern findet
7. EBOLI
eine Figur aus Don Carlos

8. INNERLICH
das Gegenteil von „äußerlich“
9. TEESIEB
wird in der Küche gebraucht
10. SCHUTZBRILLE
sollte man bei bestimmten Arbeiten immer tragen
11. SEH SCHLITZ
durch ihn schaut öfter der Sprengmeister
12. CHOLERA
eine üble Seuche
13. UTAH
ein Staat der USA
14. HUFENHOLZ
hält den Schuh des Pferdes
15. EREMIT
lebt still und zurückgezogen

Kreuzworträtsel



„Schweigen ist Gold, Diskretion ist ...“
drei senkrecht sagt, wie es weitergeht.

Waagrecht: 1. Adams Gemahlin, 3. Lufttrübung, 6. südamerikanischer Strauß, 7. Blütenstand, 8. streng abgeschlossene Gesellschaftsschicht, 10. Stadt an der Saale, 12. Schachfigur, 14. Nachkomme, 17. Personifikation des Bösen, 19. Staatsrat im alten Rom, 20. Schicksalsbegriff der Indier, 21. asiatisches Reich, 24. Wasserbewohner, 26. Bedrängnis, 27. Märchenwesen, 28. Geländeform.

Senkrecht: 1. Biblischer Riese, 2. Gewürz, 3. siehe Überschrift, 4. Stadt in der

Schweiz, 5. Zuneigung, 9. Sittichpapagei, 11. Seite des Schiffes, 12. großstädtisches Verkehrsmittel, 13. Blatt der deutschen Spielkarte, 15. Gastwirtschaft für Betriebsangehörige, 16. Senkblei, 18. Zimmerpflanze, 20. Dorf, elendes Nest, 22. französisch: nein, 23. Göttin der Verblendung, 25. Zeichen für Selen.

Zerlegerätsel

Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert

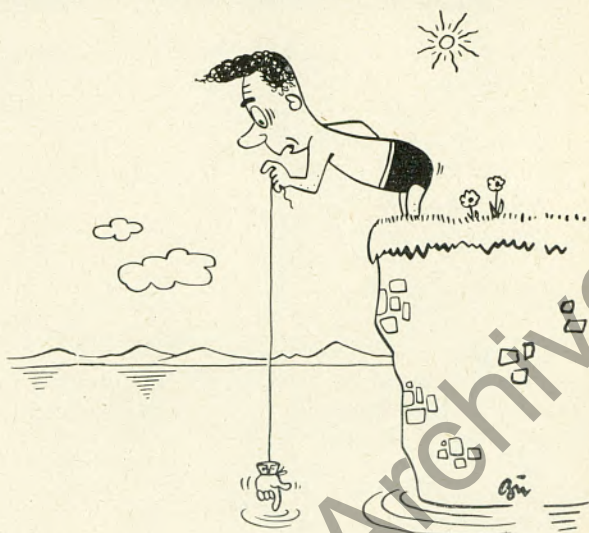
Aus den Buchstaben dieses Sprichwortes sind Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden. Die in Klammern beigefügte Zahl gibt die Zahl der Buchstaben des jeweiligen Wortes an.

1.
(13) Gewichtsklasse beim Boxen
2.
(12) sportliche Veranstaltung
3.
(5) kleine Lachsart
4.
(5) Schreibflüssigkeit
5.
(4) kleine Heringsart
6.
(4) Gegenteil von weich

HEISSE TAGE



„Er ist mir zwar zu groß geworden, aber zum verschenken ist er mir doch zu schade!“





Der Hüttenkieker

Als ich kürzlich durch die Bolmke
schlenderte mit einem Hund,
klangstark schmetterten da Kehlen
irgendwo im kühlen Grund.
Seht, ein Vater mit den Seinen
hub allda zu singen an.
Er war, da es Feierabend,
nur noch froher Wandersmann.
Mutter ward die zweite Stimme
ohne Zögern anvertraut,
und sie sang, sie sang mit Lächeln
wie einst (Bräutigam und Braut).
Günter, Gerda aus der Schule,
klar, die kennen was davon.
Doch was lernt man in der Schule
vom Familienchor denn schon?
Da gilt ja kein Einstudieren:
Jeder Ton kommt „von Natur“,
jeder Dreiklang wie gebrochen
frisch vom Kleefeld in der Flur.
Ha, des Menschen eigne Stimme
ist das schönste Instrument,
das im Zeichen der Konserve
leider kaum einer mehr kennt.
Wen erreicht denn noch im Walde
der smaragdne Orgelton,
wenn's Gemüt ihm togedröhnt hat
eines Wirtes Vibraphon?!

Nur ein Herz, das schlicht geblieben,
singt im Feld aus voller Brust:
„Wer recht wandern will in Freuden“,
„Wandern ist des — Walzers Lust!“ —
Auch der sorgenreichste Vater
hat im Walde dran gedacht,
wie er einst, verliebt und sorglos,
selber Verse hat gemacht.
Gerade, wer sich heut' totnüchtern
im geschäft'gen Leben gibt,
deckt mit sturem Ernst ein Herz zu,
das geglüht hat und geliebt!
Und damit es nicht ersicke
unter Sorge, Hast und Mühn,
soll man ihm den Atem gönnen:
„Wenn die Heckenrosen blühen . . .“
Nicht nur Karneval erfüll' es
(zeitbedingt) mit Narretei.
Laßt es zwischendurch doch schwärmen
von der schönen Lorelei.
Jeder denkt, schenkt Fräulein Trude
ihm zum xten Male ein,
glücklich, flüchtig, tief verborgen
an „der Wirtin Töchterlein“. —
„Vom Barette schwankt die Feder“
keinem mehr (die Zeit verstrich),
doch „ein Wams aus Büffelleider“,
schön wär's gegen „Hieb und Stich“. —
Wer von uns pflanzt nicht „drei Lilien“
trauernd irgend auf ein Grab?
Keiner, dem nicht wo ein „guter
Kamerad“ den Abschied gab!
Der Alltag legt wie eine Folie
nüchtern, kalt sich aufs Gemüt.

Soll sich drunter nichts mehr regen,
was uns durch die Seele zieht?
Seht, „des Sommers letzte Rose“
schaut im Garten bald uns an.
Hundstag und Altweibersommer,
schöner Herbst kommt, und was dann?
Bald ist's wieder mal November
und das Herz voll Traurigkeit;
der Gedanke an „den Schnitter,
der Tod heißt“, macht sich auch breit.
Ist von weit man zugewandert,
kommt das Heimweh noch dazu:
„s ist Feierohmd, 's ist Feierohmd . . .“
Da find mal einer seine Ruh! —
Rilke sagt, „in den Alleen
wandert man dann auf und ab.“
Nietzsche meint, der Herbst, grad dieser
„Herbst, der gräbt dir noch das Grab!“ —
Und wir sind so herzanfällig.
Unsre Pumpe will nicht mehr . . .
Fängt man drüber an zu grübeln,
wird das Herz erst richtig schwer.
Und zum „Brunnen vor dem Tore“
wandern wir, zum „Lindenbaum“.
Schäme keiner sich der Tränen,
die er weint um seinen Traum.
Um den Traum von Jugend, Unschuld,
von Schönheit und von Illusion,
den er weitergibt als Erbe
(wertbeständig) an den Sohn. —
Man sagt uns, wir sind „schnulzenmüde“.
Ja! Das Lied, das bleibt bestehn:
Jeder will gern („noch mal zwanzig“)
sich „verliebt wie damals“ sehn.
Verträumt — nicht ausgerichtet nach Akkorden,
in Systeme nicht gepreßt:
„Einsam bin ich, nicht alleine“ —
„Kameraden, den Helm bindet fest!“ —
„Rose weiß, Rose rot . . .“, wie schön ist jeder Mund,
wenn er nur zum Leben ja sagt:
„Dein denk ich alle Stund!“ —
„Der Mond ist aufgegangen“,
ein jeder hat's erlebt,
„nun ruhen alle Wälder“
süß-schmerzlich mit durchbebt . . .
„Es dunkelt schon über der Heide,
nach Hause wollen wir gehn“
und über den stillen Dächern
die hellen Sterne sehn.
Und wollen einmal tauchen
tief in uns selbst hinein
mit Summen, Träumen, Singen,
Kornfeld und Mondenschein.
Es fließt aus jedem Liede
ein Strom von Kraft uns zu.
Wer singt, kann kindhaft lachen!
Wir brauchen's, ich und du.
Natürlich lauert Alltag — grobschlächtig, grau und stumm.
Doch wer ihn angeht mit Singen,
den bringt er gewiß nicht um.

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.



LAPPES

AUS'M MARTINWERK



ARBEIT, WIRD SIE AUCH ZUR LAST,
TU SIE STETS GEWISSENHAFT,
NIEMALS SEI SIE DIR ZUVIEL,
ERST DIE ARBEIT, DANN DAS SPIEL.

WER SICH AUF DIESE ART WILL PFLEGEN,
SPIELT MIT DEM LEBEN DER KOLLEGEN.
WER FÄHIG IST ZU SOLCHER TAT,
BALD NIEMAND MEHR ZUM FREUNDE HAT



H. KALISCH



Jedem seine Aufgabe!